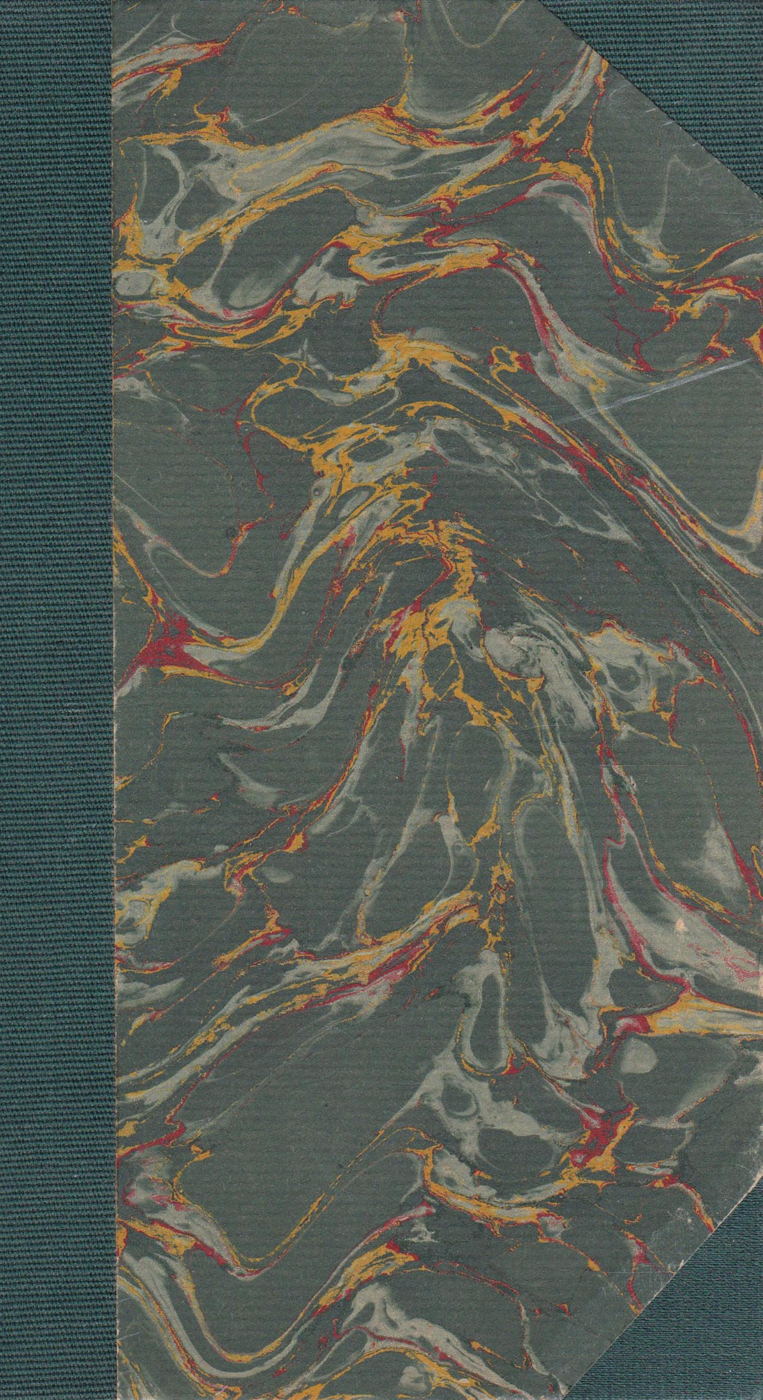






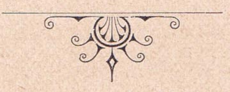


# Wandlungen

Bauerngeschichte

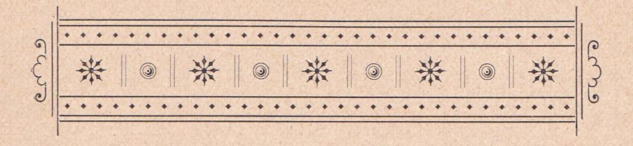
von

**Joseph Joachim.**



Basel
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung
1901.





## 1. Kapitel.

Das war eines Maimorgens. — Wäre ich Dichter, würde ich jenen Maimorgen schildern mit den prächtigsten Farben: den herrlichen Sonnenglanz, das junge saftige Wiesengrün, den smaragdenen Tau, die Blumen- und Blütenpracht, die Bläue des Himmels, den Vogelsang u. s. w. — ja, wenn man Dichter wäre!

Eines herrlichen sonnigen Maimorgens war es.

Trotz des Werktages finden wir die freundliche Dorfkirche mit zumeist dem weiblichen Geschlechte angehörenden frommen Gläubigen beinahe angefüllt. Denn auf dem Trauschemel im Chore kniete ein Liebespaar — des Ammanns Sohn und des Zehnthöfers Liese — um miteinander den Bund fürs Leben einzugehen. Die Frauen und Töchter reckten die Hälse und lugten sich schier die Augen aus, damit keine Einzelheit des kostbaren Anzuges der reichen Braut und der hoffährtigen Brautjungfer ihren kritisierenden Blicken entgehen konnte. Weihevolle, elegische Orgeltöne erklangen, und von dem nahen Kirchbühl herab dröhnten kräftige Böllerschüsse, untermischt von dem Jubel und dem ausgelassenen Gejauchze der die Geschütze bedienenden, weingetränkten Dorfburschen.

Die Trauung war vollzogen. Das Glockengeläute aber begann von neuem. Der greise Pfarrherr vertauschte die weiße Stola mit der schwarzen und ließ sich vom Küster den Trauerchormantel umhängen.

Denn die Kirchgasse herauf näherte sich langsam ein Leichenzug, voran das schwarze Kreuz mit der paarweise daherschreitenden Schuljugend, vier junge Männer trugen den mit einem frischen Blumenkranze geschmückten weißen Sarg. Diesem folgte ein zahlreiches Geleite von in tiefe Trauer gekleideten Männern und Frauen, dem sich viele Dorfbewohner in teilnehmender Weise angeschlossen hatten.

Es war ein allgemein geachteter und beliebter, junger Bauernsohn, den man zu Grabe trug.

Als der Leichenzug bei des Kirchgaßhasen Haus vorbeikam, sah man im geöffneten Stubenfenster einen sehr hübschen blassen Mädchenkopf erscheinen — ein lauter, durchdringender Schmerzensschrei und das Fenster schloß sich ebenso rasch wieder. „Seine Geliebte!“ hörte man die Leute sich mitleidig zuflüstern. „Dem armen Mädchen geht es schrecklich nahe.“

Vor der Kirchhofpforte wurde die Bahre auf die Erde gestellt, der Priester im Trauerornate schwang das Weihrauchfaß über den Totensarg und betete mit bewegter Stimme:

„Des Menschen Leben ist wie Gras,
Am Morgen grünet es und blühet
Am Abend schon ist es verdorrt —“

Bum! knallte es vom Bühl herunter, ein verspäteter Freudenschuß, von ausgelassenen Jauchzern begleitet.

„Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Wille des Herrn sei gepriesen,“ fuhr der Priester in seinem frommen Gebete fort. „Herr, gieb dem Entschlafenen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Requiescat in pace. Amen!“ — — —

Die Bahre mit dem Sarg wurde wieder aufgenommen, der Zug setzte sich neuerdings in Bewegung unter feierlichem Glockengeläute prozessionsweise um die Kirche herum, nach dem frisch geschaufelten Grabe hin. Der Sarg wurde hinabgesenkt.

„Mensch, gedenke, daß du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst!“ murmelte der Priester, die ihm vom Totengräber gereichte Schaufel Erde unter dreimaligen Absätzen auf den dumpf dröhnenden Sarg hinabwerfend. Aus der Gruppe der Frauen ließ sich lautes Weinen vernehmen. Auch ein nahe dem Grabe stehender städtisch gekleideter Jüngling, der Bruder des Verstorbenen, suchte vergeblich seine hervorquellenden Thränen zurückzuhalten. Während sein Vater Brunnmatthöfer, ein untersetzter breitschulteriger Mann, mit kurz geschorenen, ergrauten Haaren, unbeweglich dastand gleich einer Statue, und grimmig dreinschaute.

Einige für die Seelenruhe des Bestatteten laut gebetete Vaterunser, sodann das Anhören der kurzen stillen Messe, und das Leichenbegängnis war zu Ende.

Nein, noch nicht. Noch mußte der ländlichen Sitte gemäß, das Leichenmahl bewältigt oder, wie der Volkswitz sich darüber ausspricht, der Verstorbene „vollends zu Tode gegessen und getrunken werden“.

Eilen wir im Geiste der Gesellschaft voraus, verfügen wir uns nach dem Trauerhause hin.

Bald ist das Ende des mittelgroßen Bauerndorfes erreicht, von der Kantonsstraße zweigt sich ein ziemlich gut unterhaltener Feldweg ab, führt in eine weite Wiesenlandschaft hinaus. Hier, in geringer Entfernung vom Dorfe, ein weitläufiges Bauerngehöfte — nein, das ist es nicht, das ist der sogenannte „Rappenhof". Dort aber, kaum zweihundert Schritte weiter, stehen wir vor dem „Brunnmatt"-Hause; ein von zahlreichen Obstbäumen flankiertes, altertümliches, ziegelbedecktes Wohngebäude mit darangebauter Viehscheune, daneben ein an das Sträßchen grenzender Kraut- und Blumengarten mit darin stehendem sonngebräunten hölzernem Bienenhäuschen. Das ganze Anwesen mit dem großen Düngerstock im Scheunenhofe macht auf den Besucher den Eindruck bedeutender bäuerlicher Wohlhabenheit.

Werfen wir einen Blick in das Haus hinein.

Eine schlanke Bauerndirne ist emsig damit beschäftigt, die sehr geräumige, braungetäferte Wohnstube, in welcher vor einer Stunde noch die eingesargte Leiche gelegen, nach Möglichkeit zu lüften und zu scheuern.

In der Küche, am mächtigen Kochherde, stehen zwei Frauen, fleißig das Feuer schürend und dann und wann einen prüfenden Blick in die riesigen Kochtöpfe werfend. Eine Menge Kuchen waren schon des Tages zuvor gebacken worden.

„Horch", sagt die eine der Frauen, „es läutet schon das letzte Meßzeichen, bald werden sie da sein! Da heißt

es sich sputen. Die Schinken, so dünkt mich, sind gar genug, ebenso die Aepfelschnitz' — richt' Du die Schnitze an, Maribeth, und stell' sie in das warme Ofenrohr 'nein. Derweil werd' ich das Sauerkraut noch hurtig mit einem Mehlteiglein versehen . . . . Schau auch nach, Maribeth, ob die Suppe doch gehörig gesalzen. Ich denk, diese herrliche Erbssuppe wird den Leuten trefflich munden — meinst Du nicht auch, Maribeth?" Dem in der Stube hantierenden Mädchen ruft sie zu: „Rück' die Tisch zusammen, Vroni, und fang' an zu decken, dort im Korb steckt das Geschirr — gehört?"

„Ja, ja! Nur sollt' man wissen, für wieviel' —".

„Wie viel'? Genau laßt sich das halt nicht sagen. Doch wie ich sie oberflächlich gezählt hab', sinds der Leidleut' an die dreißig Köpf'. Doch wird die Altammännin aus Stolz wohl nicht ans Essen kommen, auch die kränkelnde Hansheirin nicht. Dafür werden die vier Totenträger ebenfalls geladen werden, weils ja so Gebrauch ist. Also rechnen wir herzhaft auf dreißig Mäuler groß und klein!"

Nach einer Weile meldet das Dienstmädchen, einen Blick zum Fenster hinauswerfend: „Sie kommen — die Walpurg ist schon da!"

Walpurg, das war die Tochter des Hauses, eine ziemlich stark gebaute und sehr brünette Schöne von etwa zwanzig Sommern.

„Wir kommen Euch wohl zu früh!" ruft die Erhitzte in die Küche hinein. „Doch — es ist ja so schön warm draußen, da können die Leut' schon ein Weilchen warten . .

Dieses herrliche Maiwetter und ach, der gute Fried tot und begraben, ich kann's kaum fassen!"

Sie legt das Trauerhütchen ab, wobei eine Fülle rabenschwarzen Haares zum Vorschein kommt, bindet sich eiligst eine weiße Küchenschürze um, um bei dem Tischdecken ebenfalls Hand anzulegen.

Die Trauergäste stehen in Gruppen auf der sonnigen Hausflur herum, sich gegenseitig nochmals begrüßend und in Erwartung der kommenden Dinge über dies und das sich mit halblauter Stimme unterhaltend.

Auf der Hausbank sitzt die Bäuerin, in Gesellschaft naher Anverwandtinnen von „drüben aus dem Gebirg", denen sie mit thränenden Augen die kurze Krankheitsgeschichte ihres verstorbenen Sohnes erzählt: Bei einer höchst beschwerlichen Waldfuhre hatte er sich stark erhitzt und sodann, da ein plötzlicher Regenschauer eintrat, arg erkältet. Spät abends nach Hause zurückgekehrt, verschmähte er es, gleich die durchnäßten Kleider zu wechseln, fütterte erst die Gäule und half seinem Vater die Kühe melken. Doch schon in selbiger Nacht befiel ihn ein heftiges Schüttelfieber und des folgenden Tages erklärte der herbeigeholte, wohlerfahrene Landarzt: Eine schwere Lungenentzündung im Anzuge, ja bereits da! „Das war", berichtete die tieftrauernde Mutter, „vor zehn Tagen und heut', ach heut' liegt er tot unter der Erd', all unsere Sorg' und Anstrengung nützten nichts, noch des Doktors Wissenschaft und Arzneimittel, auch unsere Thränen und frommen Gelübde nicht, der Tod fühlte kein Erbarmen . . . Und er war", schluchzt sie, „ein solch braver, eingezogener Bursch' und

so überaus verständig und in allen Arbeiten so fleißig und geschickt, so daß der Vater ihm schon alles anvertrauen konnte, das Pflügen und Säen, ja sogar, wenn er selbst nicht gern zu Markte ging, den Viehhandel. Und nun tot und begraben in seinen besten blutjungen Jahren, ach Gott, ach Gott!" jammert sie.

„Essen!" ruft unter der Hausthüre die junge Bauerntochter; „bitte, kommt essen!" Eine Einladung, auf welche die meisten der Gäste schon längst lüsternen Mundes geharrt haben; trotzdem zögern sie noch immer, derselben Folge zu leisten, keiner will der erste sein, ein jeder ließ sich wiederholt mahnen und drängen.

„Und der Vater — wo ist denn der Vater?" frägt die Bäuerin, besorgt umherblickend.

Der Gesuchte befindet sich im Viehstalle, einsam auf dem schmalen, niedrigen Wandbänkchen hockend, mit gramvoller finsterer Miene und dann und wann halblaute, unverständliche Worte knurrend.

Er hadert mit dem Himmel, grollt dem Schicksal, das ihm den teuern Sohn, den Stolz und die Hoffnung seines Herzens, grausam entrissen . . .

Die Bäuerin hat ordentliche Mühe, ihn zu bestimmen, daß er ihr in das Haus hinein folgt. „Was würden die Leut' wohl denken", sagt sie, „wenn Du vom Tisch fernbliebest . . . Ach, Christen, ich bitt', schick' Dich doch ins Geschehene, wie ich mich ja ebenfalls dreinschicken muß. Denk', es ist so Gottes heiliger Wille gewesen, und: „Was Gott thut, ist allzeit wohlgethan, so heißts ja im Christenlehrbuch!"

„Hm, hm!"

Das Leichenmahl war beendigt. Mehrere der Gäste hatten sich so satt gegessen und getrunken, daß sie sich, wie der landläufige Ausdruck lautet, kaum mehr zu krümmen vermochten und beinahe vergaßen, durch welchen traurigen Anlaß sie zusammengeführt worden waren. Sie verabschiedeten sich mit lauten Worten und trollten sich von dannen alle bis auf die auswärts verheiratete Tante Gundi*) des Brunnmättlers Schwester und Taufpathin des Verstorbenen. Diese wurde von der Bäuerin in die Hinterstube zum Kaffee geführt. Die Tochter des Hauses erhielt den Auftrag: „Geh' auch den Vater herbeiholen, Walpurg!“

Jene erwiderte: „Hab' ihn schon gerufen, zum zweiten Mal! Doch er mag nicht, steckt bereits im Werktagsanzug, ist in die Scheune 'nausgegangen.“

Die Bäuerin seufzte: „Hat seit zwei, drei Tagen noch fast gar nichts genossen, der arme Mann; hängt allzeit nur seinen trübseligen Gedanken nach“.

„Die doch nichts nützen und an der Sache nichts mehr ändern können,“ meinte die Tante.

„Leider nicht . . . Der Christen und ich — während unserer bisherigen langjährigen Eh' haben wir, wie den besten Frieden, so auch in allen Dingen stets nur Glück gehabt, so daß wir eigentlich verwöhnt waren, ja gewiß. Nun, da der Himmel sich plötzlich verfinstert hat und das Unglück eingebrochen ist, kann er, mein Mann, sich nicht drein fügen. Der Schlag war auch gar ein harter, besonders für ihn. . . Und mir gehts fast ebenso, ach, ach!“

*) Kunigunde.

„Euch bleibt doch der Trost, daß Ihr noch einen Sohn habt. Und wie mußt ich staunen, als ich ihn seit zwei Jahren wieder sah, wie der gewachsen ist, fast nicht mehr zu erkennen! So groß und hübsch geworden, so fein hübsch. Und seine große Manierlichkeit und wie gescheit er dreinlugt, so überaus gescheit!“

„Ja, ja, gescheit ist er, unser Otto, ists von jeher gewesen, schon als Bub, in der Anfangsschule; man mußte nur das Lob des alten Schulmeisters und des jungen Herrn Vikari hören. Für das Bauernhandwerk fast nur zu fein und zu gescheit. Weshalb ich denn auch bei meinem Mann nicht nachließ mit Bitten und Schmeicheln, bis er endlich einwilligte, daß der Junge, die Sekundarschul' besuchen und hernach in die Stadt ins Kolleg gehen durfte. Ohne des guten Pfarrherrn Mithülfe und Fürsprach' würde ich das auch kaum zustand' gebracht haben, dem Pfarrherrn hat ers eigentlich zu danken. . . . Ah, da kommt er ja, der Otto — komm' Otto setz' Dich ebenfalls zu Tisch', setz' Dich neben die liebe Gottebas'!“

Letztere betrachtete sich wohlgefälligen Blickes ihren in vielversprechender körperlicher Entwicklung begriffenen Neffen, der mit seinem fein geschnittenen Profil dem dunkeln Augenpaar und hellem, zartem Teint so sehr der Mutter ähnelte, während die mit dem Servieren beschäftigte Walpurg, die mehr in die Breite gediehene Gestalt und derben Gesichtszüge ihres Vaters geerbt hatte.

Tante Gundi richtete an den jungen Studenten mehrere, die Kost- und Logisverhältnisse in der Kantonshauptstadt betreffende Fragen, die jener ebenso freundlich als kurz

beantwortete. Bald jedoch erhob er sich, um, wie er sich ausdrückte, dem würdigen, alten Pfarrherrn einen schuldigen Dankesbesuch abstatten zu gehen. Als er sich entfernt hatte, erkundigte sich die Tante: „Was thut er eigentlich studieren?“

„Studieren? Bis jetzt, so viel ich weiß und versteh', Latein und Griechisch und Hebräisch und ähnliche gelehrte Sachen,“ erklärte die Bäuerin, nicht ohne mütterlichen Stolz.

„Ich meine aber, was er eigentlich werden will?“

„Ja, das ist halt noch nicht fest entschieden. Ich hoffe zwar: geistlich. Das erwartet offenbar auch der Vater, ansonst er das Studieren nicht zugegeben haben würd'. Doch bin ich der Meinung, es soll ihm, dem lieben guten Bursch', ein Zwang nicht angethan werden, er würd' mich dauern. . . Nun, es geht immer noch zwei Jahr', bis er sich zu entscheiden haben wird, also Zeit genug, um sich gründlich zu besinnen und zu prüfen“.

„Gewiß, gewiß,“ stimmte die Tante bei. „Und was die Sach' anbetrifft, die gelehrte Standeswahl — das Geistlichwerden wäre wohl schön, eine Staffel zum Himmel auch für die Eltern. Sollt' es aber der Fall sein, daß der gute Jung' sich mit der Zeit anders besinnen thät — zwingen, zum geistlichen Amt zwingen, wenn keine innere Neigung vorhanden ist — nein, dazu könnt ich ebenfalls nicht raten, das wäre ja eine große Sünd und könnte niemals gut ausfallen, o nein! Man hat ja Beispiele genug, man braucht nur an den Kaplan Gritzner zu denken, von welchem die Leut' so ärgerliche Ding' erzählen. Nein, dann lieber Doktor werden oder so etwas . . . .

Dieser Kaffee ist aber wirklich sehr gut. Walpurg, schenk mir noch eine halbe Tasse ein — so ich danke!“

Nachdem dem Kaffee die volle gebührende Ehre angethan worden, begaben sich die beiden Schwägerinnen ins Freie hinaus, ließen sich auf die grün angestrichene hölzerne Hausbank nieder. Die Brunnmattbäuerin klagte: Die Beine wollen mich nicht mehr tragen, man denke, so viele lange traurige Nächt' sozusagen nicht mehr aus den Kleidern, zu keiner richtigen Ruh' gekommen!

Die Sonne begann, sich bereits zu senken. Vom nahen Dorfe, dem Gasthaus „zum Hirschen“ her, trug der leise Ostwind muntere Tanzweisen daher, bis in die stille Brunnmatt heraus.

„Ach,“ seufzte die Bäuerin, „wer nur so fröhlich sein und leichtfertig tanzen mag! Ich wenigstens — ich glaub', ich werde zeitlebens nicht mehr aufrichtig lachen können... Der gute, brave Fried — wers uns vor zwei Wochen gesagt hätt', daß der kerngesunde, stattliche Bursch' heut' schon im Grab' liegen werde!“

„Er ist gut aufgehoben“. —

„Das ist auch mein Trost, mein einziger!“

„Und wer weiß, was ihm bei längerem Leben allerhand beschieden worden wär', Kummer und schwere Sorgen“.

„Da magst Du Recht haben, Gundi! . . . Er freite ein Mädchen, dem Kirchgäßler seins und würds über kurz oder lang geheiratet und uns ins Haus gebracht haben. Ein hübsch, brav und werkhaft Mädchen und aus gutem Hauf' selb' ist wahr; doch wer weiß, wer kann es wissen, ob das sein Glück gewesen wäre, ob wir mit einander im Frieden

ausgekommen wären. Es hat halt jedermann seine Fehler, die erst im Ehestand so recht zum Vorschein kommen . . . Und nur im Vertrauen gesagt — auch der Walpurg streicht schon Einer nach, des Neuhöfers Sohn, eigentlich nur so im Geheimen, denn wenn mein Christen darüber käm', er würds nicht leiden, vermeinend, das Mädchen sei noch allzu jung. Doch die Welt ist ja nicht mehr wie früher, da wird gefreit schon bei blutjungen Jahren, ein jedes glaubt, es komm' zu spät".

„Ja, ja, so ist's, das erfahr' ich an unserer Lina — ich mag nicht davon reden!"

Nach einem Weilchen begann die Brunnmättlerin von neuem: „Um aber auf unseren Otto zurückzukommen: hätte mein Mann ahnen oder wissen können, daß der Fried so frühzeitig dahinsterben sollt', er würd' sich dem Studierenlassen erst recht widersetzt haben. Und ich fürchte fast," seufzte sie kummervoll, „er werd' nun neue Schwierigkeiten machen. Er ist so sehr Bauer mit Leib und Seel'."

Diese Befürchtung erwies sich als eine nur zu wohlbegründete.

Schon des folgenden Morgens nach dem Frühstücke begann der Bauer mit knurrender Stimme: „Da wegen unserm Otto — mit seinem Studieren ist's nun halt aus".

„Ach, Christen, was Du da sagst!" rief die Bäuerin bestürzt.

„Ja, meinst Du denn," fuhr der Mann polternd fort, „ich soll nun in meinen alten Tagen mit einem ungeschickten und steckköpfigen Knechtlein, wie das eines ist, wo man mir zugeschickt hat, mich elend abmühen und zu Tod'

ärgern? Während mein Herr Sohn auf den Schulbänken rumrutscht und schwer Geld verbraucht — sogar schwer entlehntes — um dereinst vielleicht ein gelehrter Tintenlecker oder Nichtsnutz zu werden? daß ich ein Narr wär', hm, hm! Die Bauern all' würden mich ja auslachen und zwar mit Recht, hm, hm!"

„Ach, Christen, bedenke doch — der gute Kopf, die prächtigen Zeugniss', die er jeden Herbst nach Haus' gebracht, das Lob der Herren Lehrer! Und so mitten im Studieren drin' sollt' er plötzlich abbrechen — aller Fleiß umsonst, weggeworfen auch das bisher ausgelegte Geld? Nein, Christen, so grausam kannst Du nicht sein gegen Dein eigen Fleisch und Blut!"

Es bedurfte schon der Thränen seiner ihm liebwerten Frau Lisbeth, namentlich aber der eindringlichen Vorstellungen seiner immer noch anwesenden, von ihm sehr geschätzten Schwester Gottebas', um des Bauern Herz zu erweichen und ihn von seinem harten Entschlusse abzubringen. Er fügte sich brummend und unter etlichen verdrossenen „Hm, hm!"

Aufgeregten, zaghaften Gemüts hatte der junge Student in der Küche gestanden und gelauscht. Die Bäuerin trat zu ihm heraus, er schloß sie stürmisch in seine Arme und flüsterte voller Innigkeit: „Habe Dank, liebste, liebste Mutter!"

Die Gottebase verabschiedete sich. „Behüt Gott, Gundi! komm bald wieder," brummte der Bauer so freundlich als ihm möglich war. Die Bäuerin gab ihr das Geleite bis an die Grenze des Brunnmattgutes, der Sohn bis über

die Dorfgemarkung hinaus. Die Tante drückte letzterem ein bereit gehaltenes Goldstück in die Hand, damit er sich Bücher oder sonst was Notwendiges verschaffen solle. „Keinen Dank!“ wehrte sie mit wohlwollendem Lächeln, „Du lädst mich dafür an Deine dereinstige erste hl. Messe.“

„Gewiß, liebe Tante, gewiß!“ versicherte der junge Student gerührt. Des andern Morgens verreiste auch er, wanderte zu Fuß nach der Kantonshauptstadt zurück. Die Mutter schaute ihm zärtlichen Blickes nach, bis seine elastische, schlanke Gestalt in den „Rankweg“ einbog und hinter der hohen Haselhecke verschwand.

„Der gute Junge!“ seufzte sie. „Auch ihm ist Frieds Tod sehr nahe gegangen. Die beiden liebten sich so aufrichtig. Da war kein Zankwort zu hören und nichts zu sehen, als brüderliche Einigkeit. Zanksüchtige und unzufriedene Leute müssen beieinander bleiben, einander sozusagen zur Plag und andern zum Aergernis. Friedfertige trennt der unerbittliche Tod, ach, ach!“

In das Haus zurückkehrend, dachte sie: „Wie schad' wär es gewesen, wenn das hübschfeine Bürschchen hätt' verbauern müssen! Nun ist das Schreckliche von ihm abgewendet, gottlob! Und daß mein Mann trotz seines harten Kopfes nachgegeben, soll ihm doppelt vergolten werden, ich gelobs!“

## 2. Kapitel.

Auf den wunderschönen Mai folgte ein die landwirtschaftlichen Arbeiten ungemein fördernder, trockener Sommer. Die Heu- und Getreideernten konnten sonder nennenswerte

Hindernisse und mit seltener Raschheit unter Dach gebracht werden.

Unser Brunnmattbauer schickte sich eben an, ab seinem sogenannten Biblisacker die letzten Hafergarben einzuheimsen. Er selbst befand sich auf dem Wagen, um das Fuder kunstgerecht aufzubauen; dasselbe war nahezu vollendet. Da wurden die beiden Junggäule vor den zahllos sie umschwärmenden, blutgierigen Mücken und Bremsen plötzlich scheu und rissen aus. Und das Unglück war geschehen, der Bauer von dem hohen Fuder kopfüber heruntergestürzt...

Ein sehr schlanker, junger Mann von studentischem Aussehen und ein Ränzel auf dem Rücken kam frohgemut nach Hause gewandert, des Brunnmättlers Otto. Soeben hatte er mit bestem Erfolg die Jahresprüfung bestanden, er freute sich kindlich auf das Wiedersehen seiner Lieben, auf die sich ihm eröffnende glückliche Ferienzeit. Er sah am Hofbrunnen seine Schwester stehen, schon von weitem schwang er seine buntfarbige Mütze und rief ihr fröhlich zu: „Gott grüß Dich, Walpurg — wie gehts alleweil?" Das dralle, junge Mädchen aber brach bei seinem Anblicke in helle Thränen aus, bedeckte die Augen mit der Schürze.

„Was weinst Du — was ist geschehen?" fragte der junge Mann bestürzt und voller Bangen.

„Ach, der Vater vom Wagen gefallen — Achsel ausgerenkt — Schulterbein gebrochen — und noch anderes mehr!" so lautete die unter Schluchzen gegebene traurige Nachricht, welche wenige Minuten darauf von der Mutter bestätigt und ergänzt wurde. Die tiefbestürzte Miene ihres zärtlich geliebten Sohnes gewahrend, glaubte die Bäuerin

beifügen zu müssen: „Doch brauchst Du Dir deswegen keine allzu große Kümmernis zu machen, Otto! Denn wie der Doktor sagt, ist die Sach' nicht eben gefährlich, blos werd' sich die Heilung bedenklich in die Länge ziehen, meint er. Ein Uebelstand sei's gewesen, daß er, der Doktor, erst so spät, nachdem nämlich schon alles arg geschwollen war, das Einziehen der Achsel hat vornehmen können. Doch komm, sollst ihn selbst sehen".

Der Bauer lag tief zu Bette, mit verbundenem Kopfe und den Oberkörper mit starken Wickeln versehen. Er reichte seinem Sohne die linke Hand zum Gruße, und ächzte: „Du da? Gut, daß Du da bist, hm hm."

„Habt Ihr arge Schmerzen zu leiden, Vater?" erkundigte sich der Student teilnahmsvoll. Der Alte brummte: „Schmerzen? Die wären wohl zu erleiden, wenn ich nur bald wieder schaffen könnt', aih, aih! Aber so müßig daliegen zu müssen, während im Feld draußen so dringende Arbeiten auf einen warten — ich möcht' aus der Haut fahren!"

„Geduldet Euch, Vater, und ergebt Euch ins Unvermeidliche! Ihr dürft Euch nicht unnötig aufregen, Vater, es könnte Euch schaden".

„Ja, ja, das ist bald gesagt. Doch wenn man alle Händ' voll zu thun hat und nur so ein unerfahrenes Knechtlein!"

„Ich werde ihm nach Kräften beistehen, Vater, und fleißig arbeiten, schon von morgens früh an."

„Wird Dir keine andere Wahl bleiben, hm, hm!" brummte der Bauer in den üppig wuchernden Stoppelbart.

Seinem Versprechen gemäß erschien der junge Studienbeflissene des folgenden Frühmorgens in vollständigem Arbeiterkostüm, der hinterlassenen Werktagsgarderobe seines verstorbenen Bruders. Er war darin kaum mehr zu erkennen, und bei seinem Anblicke vermochte die in der Hausflur ihm begegnende Walpurg eines belustigten Auflachens sich kaum zu erwehren. „Hosen und Wams sind dir ja viel zu weit,“ rief sie, „hihihi!“

„Thut nichts. Ich werde schnell fett werden, du wirst sehen!“ Er begab sich in die Scheune hinüber um dem Knechte bei den Stallarbeiten Aushilfe zu leisten: Kälber zu tränken, das Vieh zum Brunnen zu treiben u. s. w. Beschäftigungen, zu welchen er schon in seinen Knabenjahren oftmals verhalten worden war.

In Anbetracht der eingetretenen Umstände hatte er sich mit dem Gedanken vollständig vertraut gemacht, die Ferienzeit auf erwähnte nützliche Weise zu verwenden. Ein anderes Mal, dachte er, werde ich es hoffentlich wieder einbringen, mich ganz der Freude und Erholung hingeben können. Dabei baute er auf die baldige Wiederherstellung seines Vaters.

Doch ging es mit letzterer nur höchst langsam und unvollständig von statten. Zwar der Bruch heilte mehr und mehr, auch die Achsel ruhte in ihrem richtigen Gefüge. Die Knochenbänder aber erwiesen sich als verstreckt und schlaff geworden, so daß bei gewissen Armbewegungen, insbesondere nach aufwärts, der Wirbelknochen wieder aus seiner Kapsel trat, d. h. eine erneute Ausrenkung stattfand.

„Also so viel als arbeitsunfähig geworden, ein ausrangierter Ackergaul!“ knurrte der Bauer in höchster Verdrossenheit.

Seiner Frau Liesebeth kündete er an: „Mein Entschluß ist gefaßt, und diesmal wird weder Bitten noch Flehen mich davon abbringen: der Jung', unser Otto, muß halt zu Haus' bleiben und nun doch Bauer werden, ich befehls!“

Aus lauter Schreck und Bestürzung ließ die Bäuerin den in den Händen haltenden Kehrbesen kraftlos zu Boden fallen, sah ihren Gatten sprachlos an. Dieser fuhr in seiner Rede polternd fort: „Oder soll ich mir etwa zwei Knechte halten, ihnen hohe Löhne zahlen und dazu noch die vielen großen Verdrusse ausstehen, zeitlebens, he? Während mein Sohn — nein, es wäre zu närrisch, mag nicht einmal davon reden, hm hm!“

Die Bäuerin, die sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, erwiederte sanft: „Ei, da giebts ja einen andern, weit bequemeren Ausweg: Du kannst das Land verpachten.“

„So, meinst Du? das Land, das ich so trefflich im Stand gehalten und verbessert hab' von Jahr zu Jahr mit vieler Müh' und bedeutenden Unkosten, soll ich von einem gewissenlosen Lehensmann ausbeuten und in kurzer Zeit elend verhunzen lassen?“

„Oder verkaufen. Du wirst dafür einen hohen Preis —“

Er ließ sie nicht ausreden, sondern fuhr noch ungehaltener fort: „Verkaufen, sagst Du? Dieses schöne Brunnmattgut, das ich von meinen Eltern ererbt hab' und seit zweihundert Jahren im Besitz unserer Familie gewesen,

leichtsinnig verkaufen, verkaufen mit samt diesem wohnlichen Haus' und der mit schweren Unkosten erbauten neuen Scheune? Blos damit unser Bub' ein gelehrtes Herrlein werden kann; vielleicht auch ein Nichtsnutz — wer weiß — wie etwa des Müllers Jean, der das Examen nicht hat machen können, und nun, nachdem er ein Haufen Geld gekostet hat, weder Herr ist, noch Bauer, noch ein richtiger Müller und es nie werden wird. Nein, nein, das geschieht nicht! Ja, wenn ich wüßt', daß solches nach meinem Tod' geschehen würd', ich thäte mich vor Aerger und Leid im Grab' umdrehen. . . Drum kein Wort mehr von verpachten oder verkaufen — bring' mich nicht in Zorn Liesebeth! Auch kein Wort mehr von Weiterstudieren, der Herrgott selbst hatt's nicht gewollt, sonst hätt' er nicht den Fried zu sich gerufen. Bauer soll unser Otto werden; er hat sich dieses Standes nicht zu schämen, ist doch der ehrenwerteste von allen, ja immer noch der einzig ehrenwehrte auf Erden. Und damit Punktum!"

Gegen seinen Eigensinn war nicht mehr aufzukommen.

Selbst die freundlichen Vorstellungen des zu Hülfe gerufenen würdigen Pfarrherrn versagten diesmal ihre Dienste. Der Brunnmattbauer hatte nun einmal seinen Kopf gesetzt, und jedermann, besonders seine Familienangehörigen, wußten nur zu wohl, was das besagen wollte.

Die Betrübnis der Mutter Liesebeth war nicht zu beschreiben. Ja, mehr als bloße Betrübnis: „Wäre er, mein Christen, sagte sie, nicht ein solch grundbraver Ehemann und gegen mich in allen andern Dingen so gut — ich könnt ihm, was er dem armen Otto und mir zuleide thut, nimmer

verzeihen und vergessen. So aber — er hat nun einmal seine Meinung, und mags eine noch so verkehrte sein, man muß sie halt doch achten, auch dem lieben Hausfrieden zu lieb," seufzte sie.

Ihr ward außerdem die schmerzliche Aufgabe zuteil, ihren geliebten Sohn mit der seine Zukunft betreffenden väterlichen Verfügung bekannt zu machen. Sie verfuhr dabei so schonend als möglich. Gleichwohl war die Wirkung eine geradezu niederschmetternde.

Der sehr talentvolle junge Mann hatte soeben die vierte Gymnasialklasse absolviert und namentlich für die klassische Philologie eine hervorragende Begabung an den Tag gelegt. Und nun sollte er seine Studien plötzlich abbrechen und auf die wissenschaftliche Laufbahn, auf die er sich mit so großem Fleiße und idealer Begeisterung vorzubereiten im Begriffe stand, grausam verzichten auf alle Zeiten . . .

„Und dies alles," rief er verzweifelt aus, „weil es meinem Vater augenblicklich an einem tüchtigen Feldknechte mangelt, dessen Funktionen ich nun übernehmen soll, oder das wenige Geld ihn reut, sich mit einem solchen zu versehen. Dafür soll ich das ungeheure Opfer bringen, meine einzige Freude und Lebenshoffnung, mein Alles! O hätte doch der Tod, statt meinen Bruder, mich ins Grab gebettet, holte er doch auch mich gleich ab".

„Ach, Otto, welch schreckliche vermessene Rede!"

„Dann wäre mir wohl und diese traurige, langsame Hinrichtung erspart!"

Die Thränen schossen ihm in die Augen. Ja der beinahe sechs Fuß hohe Knabe fing vor lauter Herzeleid an

zu weinen wie ein Kind. Und seine Mutter, von Mitleid ergriffen, that dasselbe. Das geschah in der einsamen Futtertenne. Plötzlich aber verwandelte sich bei dem Jünglinge das Wehmutsgefühl in ungewohnten, heftigen Zorn auf seinen grausamen Vater, auf das ihn verfolgende mißgünstige Schicksal, auf alle Welt — ihm zunächst stand an der Wand eine hölzerne Futtergabel, er ergriff die Schuldlose und schlug damit so wütend auf die eiserne Häckerlingsmaschine ein, daß die Splitter umherflogen, und die Mutter entsetzt ausrief: „Ach, Otti, ich bitt' Dich, thu' doch nicht so unsinnig! Lieber Otti, fasse Dich und füg' Dich in Gottesnamen drein. Gehorsam hat den Kindern allzeit Glück gebracht, bedenke das. Unterwirf Dich dem väterlichen Willen, der liebe Gott wird Dirs lohnen!"

Doch bedurfte es des langen Bittens schon nicht mehr. Mit der Zerstörung des Futterwerkzeuges hatte sich der Zorn des von Natur aus äußerst friedsamen und zur Nachgiebigkeit geneigten jungen Mannes plötzlich gelegt und einer stumpfen Resignation Platz gemacht.

„Geh, Mutter", sagte er, „und laß mich allein, allein werd' ichs leichter verwinden können."

„Ja, thu' das, lieber Junge! Ich werd' derweil ein paar andächtige Vaterunser beten .... Hab's für mich selbst auch nötig, denn glaube mir, mir ward ja ebenfalls ein süßer Traum zerstört ..."

Beim Nachtessen zeigte, außer dem jungen Dienstknechte, keines der Tischgenossen sonderlichen Appetit. Der Sohn des Hauses fehlte bei der Mahlzeit gänzlich.

Der Bauer brummte, die Stirne finster runzelnd: „Will der Jung etwa den Trotzkopf machen? Möchts ihm nicht raten, hm hm!“

„Du irrst Dich, Christen,“ erwiderte seine sanftere, zartere Hälfte, „ihm ist unwohl, drum ist er gleich zu Bett gegangen. Lassen wir ihn in Ruh — nachdem Du Deinen Willen durchgesetzt, dürftest Du ihn nun wohl in Ruhe lassen“.

Ihrem Manne entging der leise, bittere Vorwurf, der in jenen sehr ernsthaft gesprochenen Worten lag, keineswegs, doch hütete er sich wohl, seine in sehr niedergeschlagener Stimmung sich befindliche gute Frau noch mehr zu betrüben. Er schwieg. Alle schwiegen, und begaben sich ebenfalls zu ungewohnt früher Stunde zur Ruhe, so daß ein großer, vierschrötiger Bursche, der gekommen war, um der Tochter des Hauses seine Aufwart zu machen, nur geschlossene Thüren fand. Das Knechtlein rief ihm von seinem Kammerfenster aus, halb höhnisch, halb treuherzig zu: „Geh Du nur, Tobi, ’s ist heut nicht gut Wetter im Haus, und die Walpurg hat ’nen geschwollenen Backen!“

Der Herbst ließ sich sehr regnerisch an, so daß die Bauern der Nässe halber Mühe hatten, die Wintersaaten zu bestellen.

Auch des Brunnmättlers mit einem mächtigen Ochsenpaar und zwei Gäulen bespannte Ackerpflug war zu Felde, auf die „Biblis“ hinausgefahren. Otto sollte das „Pflughalten“ erlernen, wobei sein Vater, der die „Ackertreiber“-Rolle übernommen hatte, ihm die notwendige, sehr sach-

verständige Anleitung erteilte. „Guck“, lehrte er, „vor allem mußt die Sterze fest in Händen halten, um so den Gang des Pfluges leiten zu können; sollst gut Obacht halten und je nach Bedürfnis nach rechts oder links drücken, damit die Furchen gleichmäßig abgeschnitten werden, und es weder zu tief geht, noch zu wenig tief. Gehts zu tief, brauchst bloß hier vornen die Schraube zu ziehn — siehst? . . . Nun vorwärts, hü! . . . Ohä, halt, halt!“ rief er, die Tiere mittelst der Leine gewaltsam zurückhaltend, „schon ein Strauchrain*), das darf nicht vorkommen, Du mußt den Pflug noch fester in Händen halten und genau gradaus steuern — so! . . . Keine Kunst, das Pflughalten, sonst würdens ja die einfältigen Bauern nicht erlernen, hm, hm! Bloß aufgepaßt muß werden, ordentlich aufgepaßt — besonders hier an dieser steinichten Stell, da heißt es den Pflug recht fest —!“ Zu spät, Pflug und Pflughalter wurden, da die Schar auf eine in der Erde verborgene mächtige Kiesel gestoßen, aus der Furche geschleudert . . . Nach einer Weile sprach der Alte: „Nun gehts besser, geht ganz gut. Diese beiden Furchen dürfen sich vor jedermann sehen lassen. Nur so zugefahren, und den Mut nicht verlieren, hm hm!“

Wie freute sich unser Ackerbaueleve der gekommenen Neunuhrpause, daß er sich auf den Pflug setzen und von der ungewohnten Anstrengung ein wenig ausruhen konnte. Mit dem Wamsärmel trocknete er sich die dicken Schweißtropfen von der Stirne, schnitt sich, nach dem Beispiele seines Vaters, ebenfalls einen tüchtigen Bissen Schwarzbrot, sowie ein Stückchen Magerkäse ab. Noch niemals hatte

*) Verfehlte Furche.

ihm ein Imbiß trefflicher gemundet. Und doch — als er während dem emsigen Kauen seinen Blick erhob zu dem nahestehenden Wildkirschbaume empor, auf dessen Gezweige ein Schwarm Sperlinge sich neckisch tummelte, da seufzte er neidisch: Ach, die Vögel habens gut, können sich einer vollständigen Freiheit erfreuen, können fliegen, wohin es sie gelüstet und thun, was ihnen gefällt. Während ich gezwungen werde, meine ganze Zukunft an ein niedriges Gewerbe zu ketten, das meiner Neigung nicht des mindesten zusagt!

Auf dem bei dem Acker vorbeiführenden Fußwege kam, ein munteres Volksliedchen vor sich herpfeifend, ein junger Handwerksbursche gegangen. — Der wandert fröhlich in die schöne, weite Gotteswelt hinaus, kann sich wenden nach links oder rechts nach eigenem Willen und Wohlgefallen; während ich —

„So!“ rief der Bauer, indem er sich erhob und sein Taschenmesser zuklappte. „Nun wieder los, nützen wir die gute Witterung möglichst aus — hü, allesamt!“ mahnte er, die Peitsche erhebend, sein Viergespann.

Dorfleute, die in der Nähe arbeiteten oder vorbeigingen, fragten sich: „Ist jener dort nicht des Brunnmättlers Student? Wie wird dem feinen Bürschlein das Schaffen ungeschmackt vorkommen — hahaha!“ lachten einige spöttisch und sonder Mitleid . . .

Eine kurze Mittagsrast, und die schwere Arbeit ging von neuem los. Als es endlich Feierabend geworden, fühlte der angehende junge Ackersmann sein Gebein wie zerschlagen. Gleichwohl mußte, ehe er sich zur Ruhe legen konnte, noch die Pferde- und Viehfütterung vollzogen werden.

So ging es Tag für Tag am Pfluge und an andern schweren Ackergeräten. Sodann das Kartoffelgraben, die davon bedingte gebückte Körperhaltung, das Auflesen und Sortieren der infolge der nassen Witterung kotig anzufühlenden Knollen, das mühsame Umherschleppen und Verladen derselben . . .

Otto besah sich voller Wehmut seine hart und steif gewordenen Finger, die schmerzhaften Blasen auf den innern Handflächen, besah sich im Wandspiegel sein wettergebräuntes, schmales Gesicht.

Wohl suchte die Mutter mit zärtlichen Worten den Mut ihres geliebten Sohnes, sowie durch heimliche Verabreichung von Eierkuchen dessen physische Kräfte aufrecht zu halten. Doch gelang ihr beides nur in beschränktem Maße. Weit größeren Trost gewährte dem Jüngling der Umstand, daß die mühseligen Feldarbeiten allmählich ihrer Beendigung entgegengingen und der Winter nahte, der Bauersleute wohlverdiente Erholungszeit.

Seine nach Hause gebrachten Lehrbücher und Kollegienhefte befanden sich immer noch im verschlossenen Reiseköfferchen. Er schaute sie mit keinem Auge mehr an. Wozu auch? sagte er sich bitter. Im Umgange mit Ochsen und Gäulen, Rindern und Kälbern bedarf es weder des Griechischen noch des Lateins, das sie doch nicht verstehen würden; und beim Getreidedreschen, Dünger und Jaucheausfahren sind die Logarithmen und philosophischen Theorien eben so wenig zu gebrauchen, da genügen kräftige Arme, eine gewisse Dosis Mißachtung von Schmutz und übeln Gerüchen. Cicero und Virgil, Homer und Demosthenes —

es ist sogar fraglich, ob die erleuchtetsten unserer Dorfbauern — der Herr Gemeindeammann nicht ausgeschlossen — jene Männer auch nur dem Namen nach kennen, vielmehr würden sie einem auf Befragen antworten: Solche giebts in unserem ganzen Thale nicht, müssen also in einem andern Kantone zu Hause sein.

Abends, nach dem Nachtessen dachte er oftmals: Jetzt, zu dieser Stunde, sitzen meine ehemaligen Kollegen beisammen im Refektorium des Studentenkosthauses und studieren, oder unterhalten sich mit köstlichen Witzen; oder treiben Musik — Klavier, Flöte, Geige und Violoncello — ach, wie herrlich und fröhlich das klang erst voriges Jahr noch in dem kleinen Künstlerkreise! . . . Musik — doch ja, die kann ich auch hier zu Hause genießen, fast allabendlich in dieser wohlgeheizten Wohnstube: dort das laute melodische Schnarchen in Moll-Dur des auf der Wandbank ausgestreckten Viehknechtes, das Summen der beiden Spinnräder, das Säuseln des in der Ofenecke eingeschlummerten Papas, oftmals unterbrochen von dem schläfrigen Gähnen des unter dem Ofen kauernden „Türk“ . . .

Einer seiner Studiengenossen, die er in der Stadt zurückgelassen, schrieb ihm: „Amicus! Morgen abends Kommers im Café National. Reichhaltiges Programm, nebst bekanntem, gutem Stoff. Ich und alle Deine Freunde erwarten Dich ganz bestimmt. Dein Plato“. Sollte und konnte er der Einladung Folge leisten? Nein, beschloß er, das hieße nur, halbvernarbte schmerzvolle Wunden aufreißen; auch würde mir der Abschied doppelt schwer fallen. Besser, zu Hause zu bleiben und den mir nun einmal auf-

erlegten Verbauerungs- und Verdummungsprozeß geduldig und ohne Unterbrechung über mich ergehen lassen.

Seine städtische Kleidung samt der Studentenmütze ließ er demgemäß unbenützt und eigensinnig im Schranke hängen. Erst nachdem er mit einem neuen Anzuge aus grobem Bauernhalblein versehen worden, begab er sich — am hl. Weihnachtsfeste — zum erstenmale wieder zur Kirche.

Trotz den vielfach an ihn ergangenen, verschiedenen, lautern und unlautern Motiven entsprungenen Einladungen vermied er es beharrlich, teils aus Scheu, teils aus Aberwillen die Gesellschaft der Dorfburschen und Mädchen aufzusuchen. Während des ganzen Winters verließ er sozusagen das Haus nie, arbeitete, aß und trank, schlief und träumte von der untergegangenen Studentenherrlichkeit.

## 3. Kapitel.

Des Winters Strenge hatte nachgelassen. Föhn und Allmutter Sonne arbeiteten gemeinsam und mit zusehendem Erfolg an der Schneeschmelze; schon klapperte auf dem hohen Giebeldache der alten Zehntscheune als erste Frühlingsboten das getreue Storchenpaar und sproßten an windstillen Halden die Primeln sonder Zahl.

Im nahen Kreisstädtchen fand die alljährliche Rekrutenaushebung statt. Es geschah dies gemeindeweise und in einfachster Weise, wie dies vor dreißig und mehr Jahren noch Uebung gewesen.

Bald kam die Reihe an die erstellungspflichtige Jungmannschaft unseres Dorfes Hellbach; zuerst an des Ammanns Sohn.

„Ihr habt Euch unter die Dragoner aufschreiben lassen?“ lautete die Anfrage.

„Ja“.

„Gut. Zwar Postur ein wenig klein; und was ist da mit Eurer linken Hand geschehen?“

„Vor zwei Jahren zwei Finger abgeschnitten — an der Häckerlingmaschine“.

„Das war dumm von Euch. — Nun — für die Kavallerie gleichwohl tauglich — an Kavalleristen seit Jahren stets Mangel . . . Tretet ab!

Des Rappenhöfers Baschi*) tritt vor, oder richtiger gesagt, wird von seinen Kameraden vorgeschoben. Eine schrecklich plumpe und ungelenke Gestalt.

„Dazu noch der bereits ziemlich entwickelte Kropf“, bemerkte der untersuchende Militärarzt.

„Untauglich. Ihr könnt gehen. Ein anderer vor! . . . Wie heißt Ihr?“

„Six Meyenstiel“.

„Ein sehr hübscher Name; ein ungemein zutreffender Name, fürwahr. Beruf?“

„Schneider“.

„Da thatet Ihr recht. Doch hütet Euch vor starkem Windzug, es könnte für Euch verhängnisvoll werden . . . Habt Ihr Euch auch schon gewogen oder wägen lassen?“

„Ja, Herr Offizier, vor etwa drei Wochen, als wir in der Mühle auf der Stör waren“.

„Wie viel Pfund wars?“

„Einundachtzig und drei Vierling“.

---

*) Sebastian.

„Wird ungefähr so sein, hehehe! Wir können Euch leider nicht gebrauchen — abtreten! . . Ein anderer vor! . . . Nun, das gäbe dem Körpergewicht nach reichlich zwei Schneiderlein Meyenstiel . . . Euer Name?"

„Hans Bolt".

„Handwerk?"

„Käser".

„Dacht ichs doch! . . . Etwa ein Leibgebresten?"

„Nein. Bloß wenn ich streng laufen muß ein wenig kurzen Athem".

„Thut nichts. Wird, sobald Ihr beim Exerzieren ein wenig überflüssiges Fett verloren, schon vergehen. Was meinen Sie, Doktor?"

„Tauglich!"

Der nämliche Befund ward auch dem nachfolgenden „Bla—Blasi Reift" sich nennenden Sohn der Berge zuteil. Zwar äußerte der Arzt einiges Bedenken. „Die krummen Beine", sagte er, „und das heillose Stottern . . ."

„Bah", meinte der Kriegskommissär, „desto sicherer werden die krummen Beine gehen, und zum kommandieren wirds der Mann doch niemals bringen. Schaut gesund und kräftig aus — angenommen!" verfügte er.

Ohne Diskussion ward das Los des nachfolgenden Stellungspflichtigen — ein blaß aussehender Knirps, dem vor Jahren wegen Knochenfraß der Fuß amputiert worden.

Hernach trat ein hochaufgeschossener, sehr schlanker Jüngling vor, unser Brunnmatterbe. Der Aushebungs-Offizier betrachtete ihn sich mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Beruf?"

„Landwirtschaft“.

„Man sollts nicht meinen .... Könnt Ihr korrekt schreiben und lesen?“

„Ich denke, ja!“

„Gut. Bei gutem Verhalten könnt Ihr es dereinst zum Unteroffizier bringen... Wie lautet Euer Befund, Doktor?

„Nicht sehr günstig ... Der junge Mann ist, wohl infolge des allzu schnellen Wachsens, ein wenig engbrüstig, d. h. zu der Körperlänge steht der Brustumfang nicht im richtigen Verhältnisse. Ich beantrage deshalb Zurückstellung auf ein Jahr. Bis dahin wird sichs weisen.“

„Ihr habts gehört, Otto Forster, nächstes Jahr nochmals erscheinen!“

Auf der Gemeindeliste stand noch der Name Xaver Aeugstler.

„Aeugstler vor!“ befahl der Hauptmann. „Wo steckt denn der Mann?“

Einer der Dorfburschen rief in neckischem, boshaftem Tone in den Korridor hinaus: „Na, Dreipfünder, komm endlich herauf!“

„Wie sagt Ihr, Dreipfünder? Woher dieser Uebername?“

Die Burschen schauten einander an und lachten,

„Nun, ich wills wissen!“ befahl der Aushebungsoffizier mit gestrenger Miene.

„Er hat“, ließ sich endlich einer vernehmen, „vor etlichen Wochen eine Wette gethan... Es galt, innert zehn Minuten und ohne Messer und Gabel eine Schüssel gekochte

Kutteln aufzuessen; und es wog das Geköch', die Brüh' ungerechnet, reichlich drei Pfund."

„Und hat er gewonnen?"

„Ja."

„Nun — der Mann eignet, sofern etwa sonstige Hindernisse nicht vorhanden, sich für den Soldaten ganz vorzüglich, dem wird — nicht wahr, Doktor? — auch das fetteste Spätzlein keine Magenbeschwerden bereiten, hahaha!

Ein vierschrötiger, knochiger Bursche trat ein.

„Na, seid Ihr endlich da, Aeugstler? Wo gewesen derweil?"

„Drunten in der Küch', Herr —"

Hattet Ihr schon wieder Hunger, wie?"

„Nein. Bloß war mir ein Hosenknopf gesprungen, und ich mußte ihn mir von der Küchenmagd annähen lassen."

„Ihr seid gesund? Euch fehlt wohl nichts?"

„Nein."

„Gut. Ebenfalls unter die Infanterie. Eignet Euch vorzüglich für den Küchendienst, um aufzuräumen. . . .

Also mit der Gemeinde Hellbach wären wir fertig."

„Nein Herr Hauptmann, hier noch einer."

„Euer Name?"

„Balz Ferger, Kuhknecht im Scheuerhof."

„Ihr hinkt am linken Bein?"

„Ja.„

„Aus welcher Ursache?"

„Eine Kuh hat mich auf den Fuß getreten, heut' vor drei Tagen wars."

„Zeigt Euch dort dem Herrn Doktor!"

Dem Befehl wurde Folge geleistet. Der Militärarzt verfügte jedoch, nachdem der Bursche sich des Schuhes und Strumpfes entledigt hatte: „Geht erst Euer Gehwerkzeug reinwaschen, geht an den Bach hinunter und laßt Euch vom Stallknechte eine Reisbürste leihen!“

„Hahaha! Hahaha!“

Es war das erste Mal, daß unser „Brunnmattotto“ in Gesellschaft junger Dorfburschen, wovon die meisten seine ehemaligen Schulkameraden, sich befand. Bei den verschiedenen Feldarbeiten hatte er sie schon oftmals gesehen; nun bot sich ihm die Gelegenheit, sie auch von ihrer gemütlichen Seite kennen zu lernen, die denkbar günstigste Gelegenheit. Wird doch von jeher der Tag der Rekrutenaushebung oder des „Kartenziehens“ von der betreffenden männlichen Jugend als ein außerordentlich festlicher begangen. Ein jeder der Stellungspflichtigen versieht sich auf diesen Tag hin reichlich mit Geld, um dasselbe in wenigen Stunden so freud- und genußvoll wie möglich draufgehen zu lassen. Und wird dabei auch mitunter über den Strick geschlagen oder des Guten zu viel gethan — selbst der filzigste oder bärbeißigste „Alte“ übt bei diesem Anlasse seinem „Jungen“ gegenüber die weitgehendste Nachsicht, dabei seiner eigenen Jugend gedenkend, des eigenen „Kartenziehens“, an welchem er es ebenfalls auf das bunteste getrieben. . . .

Kaum war die Aushebungsmusterung vollzogen, als die Hellbacher Jungburschen gleich denjenigen der übrigen Gemeinden im Städtchen herum von Wirtshaus zu Wirtshaus zogen und sich gütlich thaten auf jegliche Weise.

Auch auf der Kegelbahn versuchte man sich. Bier und Wein flossen in Strömen, und des ungemessenen Jubels war schier kein Ende. Ja, wäre die „dumme" Polizei nicht vorzeitig dazwischen getreten, würde sich auch heute zwischen den verschiedenen Ortsangehörigen die übliche „gemütliche" Rauferei entwickelt haben; schon rief man sich von hüben und drüben Spitznamen zu, und ballten sich kampfbereit die kräftigen Fäuste.

Sodann, als die Zeit um war, erfolgte die laute, stolze Heimkehr durch die beiden staunenden Mittelortschaften, der Einzug in das heimatliche Hellbach selbst — die Köpfe hoch erhoben, die Hüte mit bunten Maiensträußen geschmückt, unter unbeschreiblichem frohem Sang und hohen hellen Jauchzern. Sogar der Stelzfuß marschierte stolz „in gleichem Schritt und Tritt", und das Schneiderlein Meyenstiel krähte so laut, daß man es aus allen heraus hören konnte — unser Brunnmatterbe lachte vor Ergötzen fast in einem fort, er erinnerte sich nicht, selbst in seinen fröhlichen Studentenjahren je solch einen fröhlichen Spaß mitgemacht zu haben. . . . Hierauf das Einbiegen in den Hof des „Hirschen" — in den „Hirschen" mußte doch noch Einkehr gehalten werden, schon des Gebrauches wegen und um den Leuten zu beweisen, daß man noch Geld in der Tasche hatte. Den meisten der jungen Helden, des Zechens ungewöhnt, war der Wein bereits auf bedenkliche Weise zu Kopfe gestiegen und lähmend in die Beine gefahren; dennoch wurde nach der gebrüllten Melodie eines ordinären Saufliedchens hier förmlich um die Wette getrunken. Bald jedoch ward dem Schneiderlein laut seines eigenen kläglichen Geständnisses „gottsträflich schlecht"; er erbrach sich

in der mitleidig ihm beispringenden Frau Wirtin Schoß und mußte schließlich von Xaver Aeugstler auf den Rücken genommen und nach Hause getragen werden. Beinahe ähnlich erging es, in Ueberschätzung ihres Leistungsvermögens, zwei, drei andern.

„Pflitzen, die nichts zu vertragen vermögen!“ rief geringschätzig des Ammanns Jean, der ebenfalls studiert, d. h. ein Jahr Welschland genossen hatte. „Für mich und den Otti eine Flasche Buschierten!“ befahl er. Der von seinem Liebesgang zurückgekehrte Xaver Aeugstler, sonst auch Großenlips Veri genannt, bestellte sich für einen tüchtigen Käsesalat.

„Aber nicht unter drei Pfund!“ rief eine dünne Stimme vom obern Tischende her; dieselbe gehörte dem „Glaserheirelis Bub“ an. Hätte er die boshafte Aeußerung doch lieber nicht gethan, denn eine Minute darauf flog er von einem Paar überkräftiger Arme geschleudert zur Thüre hinaus. Und der Veri schrie zornentbrannt und herausfordernd in die Hände spuckend: „Wer hat weiter noch Lust? der sag's!“

Alle schwiegen. Mit dem baumstarken Jungzimmermann wagte es doch keiner aufzunehmen. Des Rappenhöfers dicker, kropfhalsiger Baschi fühlte sich sogar plötzlich von einer großen Furcht angewandelt. „Gehen wir lieber nach Haus', komm Du mit mir nach Haus'!“ flüsterte er unserm Otto bittend ins Ohr. Und teils aus Mitleid für seinen mutlosen Nachbar, teils weil die Unterhaltung am Wirtstische auf einmal eine sehr ungemütliche zu werden drohte, und ihm solche Szenen zuwider waren, willigte

er rasch ein, griff den Dicken unter den Arm und zog mit demselben von dannen.

Es war bereits späte, dunkle Nacht geworden; auf der Dorfgasse regte sich kein Bein. Trotzdem machte der Baschi alle zehn Schritte Halt und flüsterte seinem Führer furchtsam zu: „Siehst Du nichts, Otti? Mich däucht, jenes dort — — — und jenes — wer mag es sein?“

„Des Langbecken Nußbaum ists, und jenes dort ein Brunnenstock, guck nur herzhaft hin, die thun Dir nichts zu leid!“ suchte ihn Otto zu beruhigen.

Bald hatten sie das Dorf im Rücken. In geringer Entfernung tauchten die schattenhaften Umrisse eines weitläufigen, niedrigen Gebäudes empor, diejenigen des Rappenhofhauses. Baschi fühlte seinen Mut wiederkehren, ja, als der Haushund ihm mit freudigem Willkommgebell entgegengesprungen kam, stieß er sogar einen hohen, heisern Laut aus, der als Jauchzer gelten sollte. An unsern Brunnmatterben richtete er die Einladung: „Kehr mit mir ein, Otti, nur auf einen Augenblick —“

„Mag nicht, es ist schon so spät in der Nacht.“

„Eben darum, weils so spät ist — Du sollst mir bei meinem Aetti ein gut' Wort einlegen, damit er mich nicht ausschelten thut!“ platzte der Baschi heraus.

Die unnötige Vorsicht. Der Rappenhofbauer lag bereits zu Bette und schlief, davon zeugte, als die beiden Jungknaben in die von einem Oellämpchen nur sehr spärlich beleuchtete Wohnstube betraten, von dem Nebengemache her das laute, tiefe Schnarchen.

Dagegen erschien eine halbentkleidete, ältliche Frau, an welcher bei dem im Gemache herrschenden Halbdunkel schwer zu entscheiden war, welche Ansicht als die frontale und welche als die Rückenpartie angesehen werden sollte. Bis sie den Mund öffnete und in näselndem Tone sprach: „Wie Du spät heimkommst, Baschi, so entsetzlich spät! Der Aetti mocht es nicht erwarten, ist wegen großer Müdigkeit zu Bett gegangen, schon vor einer Stund. Und auch die Annmarei."

„Ja, weißt Du, Mutter," entschuldigte sich Baschi mit schwerer, lallender Zunge, „es war halt gar sakrisch lustig; frag nur hier den Otti, hahaha!"

Von dem Lärm aufgeweckt, begann sich auf der dunkeln Ofenbank ein menschliches Wesen zu regen und aufzurichten; eine dicke, jugendliche Mädchengestalt, die sich die schlaftrunkenen Augen ausrieb und erstaunt umherblickte.

„Hahaha, die Annmarei!" rief Baschi, sich unsichern Schrittes seiner Schwester nähernd, „die Annmarei ist ja auch noch wach, hahaha!" Sich alsdann an seine Mutter wendend, gab er ihr kund: „Ich hab dem Otti einen Kirsch versprochen, hol uns einen Kirsch, Mutter!"

„Du hast, wie ich seh, schon genug getrunken."

Auch Otto wehrte: „Laßt's nur sein, ich geh sogleich nach Hause!"

Baschi beharrte jedoch so eigensinnig auf seinem Befehle, daß die Bäuerin sich vor ihm, dem sonst so lammfrommen und willenlosen Burschen beinahe zu fürchten begann und trotzdem sie die ziemlich rar gewordene Flüssig-

keit nicht wenig reute, aus dem Grunde des Stubenschrankes eine bestaubte Flasche hervorholte . . . Eine kleine Weile darauf verabschiedete sich unser Brunnmatterbe. Der des Tages überreichlich genossene Wein begann, so däuchte ihn, nachträglich seine Wirkung auch auf ihn auszuüben, vornehmlich aber dieser heimtückische alte Kirschengeist, die dumpfe Stubenwärme — schon neigte der hinter dem Tische sitzende Baschi sein dickes Haupt tiefer und tiefer . . . „Gute Nacht!“ sagte Otto, und verließ von Annmarei's kundiger Hand geleitet — das Stubenlämpchen war vor dem in den Hausgang eindringenden Luftzug erloschen — das Haus.

In die Stube zurückgekehrt und nachdem wieder Licht gemacht worden, erzählte das junge Mädchen in sichtlicher, glücklicher Aufregung: „Denkt Euch Mutter, er hat mir beim Abschied die Hand gedrückt!“ Ohne darauf zu antworten, befahl die Bäuerin: „Hilf Du mir den Bub' aufrichten und zu Bett' schaffen. Ach, wie betrunken! Wie wird das Geld gekost' haben. Laß uns mal sehen!“ — Sie zog dem stockfest Schlafenden das Geldbeutelchen aus der Hosentasche, leerte den Inhalt desselben auf den Tisch aus und zählte: „Ein, zwei, drei Franken; und noch einige Bätzlein Münz'“.

Das laute Schnarchen in der Nebenstube war plötzlich verstummt, dagegen ließ sich des Rappenbauern laut schnarrende Stimme vernehmen: „Wie sagst Du, Lene, von den beiden Fünflibern, so ich ihm heut' morgen in die Hand gegeben, bloß noch drei Fränklein übrig, der Rest elend verwixt? Da soll doch das heilige Donnerwetter . . .!“

„Ach, Diebel,*) ereifere Dich doch nicht! Er, unser Bub', geht ja sonst jahraus und -ein in kein Wirtshaus; und heut' — heut' war ja für die Jungburschen so eine Art hoher Festtag. —"

„Sag' lieber, ein Lumpentag, Lumpentag! Werden andere an ihm gezehrt haben, so Gebenichtse, die gern saufen möchten und nicht bezahlen. Wie hätt' er sonst so verteufelt viel Geld verbrauchen können".

„Er hat sich einen schönen Mayen**) auf den Hut gekauft, hat ebenfalls einige Batzen gekostet", wagte Annamarei einzuwenden. Freilich, der Otti hatte einen weit schönern aufgesteckt! dachte sie.

Und die Bäuerin sagte: „Nun, ein Trost ist's für uns, ein wichtiger Trost, daß er wenigstens frei geworden, bedenke das, Diebel. Denn wenn er hätt' Soldat werden müssen! —

„Das würd' ich aber niemals zugegeben haben, niemals zugegeben!" rief der Bauer. „Soldat sein, das ist gut für die Taglöhnerbuben und die, so kein Land haben, denen schadets nichts. Wir Bauern aber, wir haben keine Zeit dazu, nein zu solchen Narrheiten weder Zeit noch Geld".

Er warf einen Blick auf die an der Wand hängende Waldubr. „Wie, schon elf vorbei? Und unnützerweis' das Brennöl vergeuden? Zu Bett, sag ich, auf der Stell zu Bett. Morgens muß wieder hart gewerkt werden".

Trotz der späten Stunde konnte Annmarei längere Zeit den Schlaf nicht finden. Er hat mir die Hand gedrückt,

*) Diebold.

**) Künstlicher Blumenstrauß.

sagte sie sich sich. Und er ist doch der hübscheste und gelehrteste Jungbursche des ganzen Dorfes, so ganz anders geschaffen, als all die andern, und sein Thudichum weit stiller und — wie soll ich sagen — fürnehmer . . . Und sein fein Gesicht, und das hübsche junge Schnauzbärtchen, und die schönen weißen Zähne . . .

Sie dachte an des Kallenhöfers Jörg, der angefangen hatte, ihr nachzustreichen: Nein, an den groben Kalli mochte sie, seitdem der feine Otto ihr zärtlich die Hand gedrückt, schon nicht mehr denken.

Als des Frühmorgens, schon ehe der Tag anbrach, ihres Vaters lauter Alarmruf erscholl durch das ganze Haus: „Auf, auf!" da däuchte sie, soeben erst zu Bette gegangen zu sein. Sie erhob sich, kleidete sich an und ging mit dem Wassereimer zum Brunnen. Soeben begann der Frühlingsmorgen zu dämmern. Sie schaute angestrengten Auges nach dem benachbarten, kaum zweihundert Schritte entfernten Brunnmatthause hinüber; dort schien noch alles zu schlafen, auch er, von welchem sie so angenehm geträumt hatte.

„Annmarei!" scholl es ungeduldig von der Küche her.

„Ich komme ja, ich komm!"

„Die Hühner auslassen, den Säuen misten, die Kälber tränken helfen — gehört? Denn der Baschi ist heut nicht aufzubringen, man konnte sich das wohl denken gestern nachts!"

Nach dem Frühstück ging Annmarei schon wieder Wasser holen. Ueberhaupt war sie weit häufiger denn früher am Hofbrunnen zu treffen, wo sie, ohne daß dies

auffällig wurde, bequem nach dem Brunnmatthause hinüber schauen und die dort erscheinenden, sich hin- und herbewegenden Personen ziemlich genau unterscheiden konnte, die Walpurg, den Viehknecht, den alten Bauer und den jungen . . . Eines Tages kam der letztere mit seinen zwei Gäulen das Sträßchen heraufgefahren; er grüßte die „zufällig" am Brunnen stehende Rappenhoftochter mit vertraulichem, freundlichem Lächeln, das ihr jungfräulich Herz mit süßer Wonne erfüllte und ihre Wangen lieblich erröten machte bis an das dicke Ohrläppchen hinan.

Sie wusch und kämmte sich weit sorgfältiger, als dies vordem der Fall gewesen, und äußerte hinsichtlich ihres, im Vergleiche mit demjenigen anderer Bauerntöchter wirklich auffällig zurückstehenden Putzes auf einmal allerhand Begehrlichkeiten, wodurch sie ihre über die Maßen ökonomisch gesinnten lieben Eltern in helle Verzweiflung brachte.

Des Sonntag morgens aber zögerte sie mit dem Kirchengehen so lange, bis sie ihren jungen Nachbar Brunnmatterbe das Gäßchen heraufkommen sah, um sich ihm anzuschließen, und wußte es stets so einzurichten, daß sie in seiner Gesellschaft wieder den Rückweg antreten konnte.

Viel wurde dabei freilich nicht gesprochen; und auch wenig wichtiges; über die Witterung und allfällige Dorfneuigkeiten oder über den ehemaligen gemeinsamen Schulbesuch.

„In der Schul' warst Du immer ein solch gescheiter, während ich beim Abfragen alleweil so dumm dastehen mußte," gestand das Mädchen mit einer naiven Aufrichtigkeit, die ihrem Begleiter ein ergötzliches Lächeln abnötigte.

Sie pflegte ihm, nachdem sie sich bei dem Rappenhof-
hause getrennt hatten, noch verstohlen nachzuschauen, etwa
aus dem dunkeln Scheuneschuppen heraus oder durch eine
Lucke der diesen nach Westen abschließenden Bretterwand.
Welch hübsches, leichtes Gangwerk er hat, so eine be-
sondere fürnehme Art zu gehen! mußte sie sich bewundernd
gestehen.

Eifersucht hat gar helle, scharfe Augen. Junge Dorf-
schönen, die an dem ehemaligen Studenten ebenfalls ein
Wohlgefallen gefunden hatten, hörte man sich spöttisch er-
zählen: „Wißt Ihr schon? Des Rappenhöfers Annmarei
sucht den Brunnmattler Otto für sich einzufangen — o
der Totsch, die einfältige dicke Zwiebel. Trappt ihm schier
die Zehen ab, 's ist hell zum Lachen, hihihi!"

Das Gerücht von dem „närrischen Verliebtsein" der
bislang wenig beachteten und in großer Zurückgezogenheit
lebenden jungen Bauerntochter verbreitete sich rasch im
ganzen Dorfe, drang schließlich auch zu Ohren der Brunn-
matteheleute.

„Nun," meinte Vater Christen, mit der breiten Hand
sich nachdenklich über die gefurchte Stirn fahrend, „des
Rappenhöfers Mädchen und er, unser Jung — das würde
ja gar nicht schlecht passen, hm, hm!" Dieser Gedanke be-
schäftigte ihn während des ganzen Kiltabends, wurde,
nachdem die übrigen Hausgenossen längst schlafen gegangen,
noch Gegenstand einer angelegentlichen Besprechung zwischen
ihm und seiner Frau Liesebeth.

Und des folgenden Morgen, als Otto sich allein in der
Futtertenne befand, trat die Mutter zu ihm hin und sagte:

„Da wegen des Rappenhöfers Annmarei —“ sie schaute sich nochmals vorsichtig um, um sich zu vergewissern, daß sie doch von niemand belauscht würde — „da wegen des Rappenhöfers Mädchen“, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „Dein Vater und ich haben soweit nichts dagegen.“

„Gegen was?“ fragte er erstaunt.

„Ei, daß Du das Mädchen freien thust.“

„Freien? Da hab ich ja gar nicht den Gedanken, Du machst mich förmlich lachen, Mutter, hahaha!“

„Da ist aber gar nichts zu lachen. Der Rappenhöfer ist einer der wohlhabendsten Bauern des ganzen Dorfes, wenn nicht der wohlhabendste von allen.“

„Der größte Rackerer, wollt Ihr wohl sagen, habt es selbst schon gesagt.“

„Nun, das thut nichts zur Sach', der Reichtum ist einmal da, gar nicht zu bestreiten: das schuldenfreie, große Bauerngut und dazu noch, wie die Leut' wissen wollen, ein ansehnliches Schock Gülten. Und bloß die drei Kinder. Der Baschi — es ist fraglich, ob der Baschi nur jemals heiraten thut, dazu ist er wohl viel zu scheu und zu einfältig, fürchtet sich vor dem Weibsvolk. Und der andere Bub' ist ein gänzlich gefehlter, ein vollkommener Stümmel, weshalb sie ihn auch allzeit eingeschlossen halten, damit ihn niemand sehen soll. Sie, die Alten, waren halt einander allzu nah verwandt. . . . Bleibt also bloß das Mädchen, und da läßt sich leicht ausrechnen, wie viel das mal kriegen thut, welch' mächtigen Haufen Geld. Das ist den Leuten nicht unbekannt. Nicht umsonst fangen die fürnehmsten Bauernsöhne an, ihm nachzustreichen —“

„Dem Haufen Geld?“

„Nein, Du Gauch, der Annmarei — wie Du bei einer solch' wichtigen Sach' nur spaßen magst.“

— „Hehehe!“ lachte der Jüngling ausgelassen. Die Bäuerin jedoch fuhr nur um so eifriger und ernsthafter fort: „Drum sollst Du, eh' etwa ein anderer Dir zuvor kommt —“

„Das Mädchen heiraten?“ klang es spöttisch. „Heiraten in meinen blutjungen Jahren, eh' mir nur recht der Bart gewachsen?“

„Nein, solche Eil' hats damit nicht. Ich meine nur — und Dein Vater auch — Du solltest Dir das Mädchen sichern. Es wird Dir das, wenn man die Leut schwatzen hört, ja ein leichtes sein. . . .„

Die unschlüssige Miene ihres Sohnes gewahrend, setzte die Bäuerin ihre mütterliche Ermahnung fort. „Du bist noch jung Otto“, sprach sie mit eindringlicher, zärtlicher Stimme, „und kennst des Lebens-Sorgen noch nicht, konntest diese bis anhin ruhig deinen Eltern überlassen. Das wird anders werden, wenn mal das Hauswesen auf Deinen Schultern ruht, dann wirst Du auch die täglichen Sorgen und Kümmernisse erfahren und erkennen lernen, welchen Wert es für den Bauer und Hausvater hat, nicht an Schulden denken zu müssen. Wir aber — wenn Du es noch nicht weißt — haben Schulden — von der Scheunenbaute und teils auch von Deinem Studieren her. Zwar nicht viele. Aber sie werden sich mehren, wenn Du mal die Walpurg aussteuern mußt. Bedenke das und sorge vor, ich bitt'! . . Geld allein ist zwar beim Heiraten nicht die Hauptsach, es braucht um glücklich zu werden noch

andere Dinge dazu. Doch die Annmarei ist ja werkhaft und genügsam und sehr friedsamen Gemütes —"

„Mutter!" erscholl Walpurgs helle Stimme vom Hause her. „Mutter, was soll ich zu Mittag rüsten?"

„Ich komme ja, ich komm'!"

Die Bäuerin ging, ließ ihren Sohn in tiefes Nachdenken versunken zurück.

Das alles war ihm so unerwartet gekommen, so höchst unerwartet. Ans Freien hatte er noch gar nie gedacht, an das Rappenhofmädchen mit keinem Gedanken.

Und daß es gar sein Vater sein sollte, der außer gewöhnlich ernsthafte, mürrische Mann, der ihm zum Freien riet — nein, es ist zu drollig! dachte er schier belustigt.

Gleich aber fragte er sich, wieder ernsthaft werdend: Was soll ich nun thun?

Fürs erste faßte er den Vorsatz: Will mir diese Annmarei doch mal genauer besehen — bei der ersten Gelegenheit, ja!

Und diese Gelegenheit bot sich ihm schon an dem nächstfolgenden Ortsfeiertage.

Den Morgengottesdienst hatte Otto eines wichtigen Stallereignisses wegen versäumen müssen. Dafür ging er die Nachmittagsvesper besuchen, und trat auch diesmal in Annmareis Gesellschaft den Rückweg an.

Bei dem Rappenhofhause angekommen, lud ihn das Mädchen ein — eigentlich klang es wie eine zaghafte Bitte: „Willst Du nicht mal 'reinkommen, Otti! Oder doch wenigstens für ein Weilchen dort auf die schattige Hausbank?" . . .

Er folgte ihr nach der roh gezimmerten Hausbank hin.

Und während sie, nachdem sie ihr Strohhütchen abgenommen, auf ziemlich umständliche Weise ihre Erlebnisse der verwichenen Nacht, da das Mutterschwein unter verschiedenen Schwierigkeiten ein Dutzend Ferkel geworfen, erzählte, hatte ihr junger Nachbar hinreichend Muße, sich das Mädchen aufmerksam zu betrachten: Eine sehr dralle, kugelige Gestalt, die bei jeder lebhaften Bewegung die Nähte des enganliegenden Sommerkleides zu sprengen drohte. Ueberhaupt schien an dieser ländlichen jungen Schönen alles ins Dicke und Rundliche gediehen zu sein, Füße und Hände, die sonngebräunten Arme, sowie das Haupt mit den derbroten Wangen. Mund und Näschen hübsch geformt, Zahnwerk gesund und weiß. Die dunklen Aeuglein jedoch pflegten, sobald die Inhaberin derselben lachte, in dem feisten Antlitze beinahe zu verschwinden; das ins Rötliche schimmernde Flachshaar in kunstlose Zöpfe geflochten, die niedere Stirn von etlichen natürlichen Löckchen beschattet . . .

Gesamteindruck: Weder schön, noch häßlich. Ein Bild blühender Gesundheit. Als Bauernmädchen konnte ihre Figur sogar als hübsch bezeichnet werden, mit Anlagen zu frühzeitiger, einer Bäuerin wohlanstehenden Beleibtheit.

So lautete Ottos noch von keinem leidenschaftlichen Affekte beeinflußtes Urteil.

Intelligenz: Augenscheinlich ziemlich beschränkt. Charakter: Offenbar sehr gutmütig und verträglich. Vorläufige Schlußnahme: Nun, diese Rappenhof-Annmarei — meinen lieben Eltern zu Gefallen und wenn es deren Meinung nach wirklich mein irdisches Glück begründen sollte — diese

Annmarei ist als Schatz schon acceptabel. Wenigstens will ich den redlichen Versuch machen, mich so viel als möglich in sie zu verlieben. Das wird mir wenigstens ein bischen Zeitvertreib verschaffen. Das weitere, was daraus werden soll, will ich der Zukunft und meinem guten Genius überlassen. . . Freilich, wenn meine ehemaligen Studiengenossen das sehen könnten oder vernähmen — ihr Gaudium könnte ich mir lebhaft vorstellen! so dachte unser Brunnmatterbe auf seinem Weg nach Hause, und lachte dabei so ergötzlich auf, daß die im Gezweige des an dem Sträßchen stehenden Nußbaumes hockenden Elstern erschrocken davon flogen.

In solch heiterer, beinahe spaßhafter Stimmung hatte er sich seit seinen Studienjahren noch niemals befunden.

## 4. Kapitel.

Wieder war es Sonntag geworden, und sehen wir in des Rappenhöfers Hausflur die uns bekannten beiden jungen Leutchen ebenfalls wieder auf der Holzbank sitzen; der Unterschied bestand bloß darin, daß diesmal, statt heller Sonnenschein, trübe, regnerische Witterung herrschte.

Die ziemlich einseitig geführte Unterhaltung hatte sich bislang hauptsächlich um Annmareis verbundenen Zeigefinger gedreht, der von einem Nagelgeschwüre befallen worden war und der Inhaberin, besonders zur Nachtzeit und wenn sie im Bette lag, bedeutenden Schmerz verursachte; nun hatte sie von der Eiergrit eine unübertreffliche Heilsalbe erhalten, deren schmerzlindernde Wirkung sich jetzt schon, bei der ersten Verwendung, fühlbar zu machen anfing. Sodann erzählte die junge Bauerntochter

umständlich von ihren Gemüsepflanzungen drüben auf dem „Schiltacker", wie viele Hundert Bohnen- und Kabislöcher sie gegraben habe und mit welchen Düngersorten dieselben versehen worden . . . Sowie, daß dem Vernehmen nach des Hübelipeters ein Kind bekommen hatten, bereits das zwölfte oder dreizehnte. Lauter hochinteressante Dinge, die der ehemalige Student gleichwohl mit liebenswürdiger Geduld anzugehören sich bestrebte und mehrere Gähn-Anwandlungen heroisch unterdrückte. Nachdem noch des Umstandes Erwähnung gethan worden, daß ihre — nämlich des Rappenhöfers — Schimmelstute wegen Altersschwäche beinahe unbrauchbar geworden und ohne fremde Beihülfe des Morgens sich nicht mehr zu erheben imstande sei, drohte der Unterhaltungsstoff plötzlich auszugehen.

Da erschien die Rappenhöferin in der Hausthüre und vermeldete: „Der Vater" — damit meinte sie ihren Mann — „hätt' es gern, wenn Du auf ein Weilchen zu ihm in die Stube kommen wolltest, Otto!" Dieser leistete in Begleit der Annmarei der Einladung bereitwillig Folge.

Er hatte das Hausinnere schon einmal betreten, anläßlich der Rekrutenaushebung. Doch damals war es Nacht und sahen seine Augen ohnehin nicht mehr klar. Nun erst konnte er sich ziemlich aufmerksam betrachten die mit einer Menge Ketten und Stricken behangenen, rußigen Wände des schmalen, dunkeln Hausganges, das schwärzliche Getäfer der niedrigen Bauernstube, den defekten, ungescheuerten Fußboden, den altväterischen, mächtigen Kachelofen, die halb erblindeten, kleinen Fensterscheiben, sowie das sehr einfache Stubengeräte. Auf der Wandbank stand, als

Wahrzeichen bäuerlicher Wohlhabenheit, ein Halbdutzend gefüllte Mehlsäcke; ein Wandspiegel, dessen Glas bloß noch zur Hälfte vorhanden, einige alte, die Geschichte der hl. Genovefa darstellende Wandbilder grellfarbiger, wohlfeilster Sorte, ein mit Kornähren bekränztes, rauchgeschwärztes Kruzifix . . .

Hinter dem an längst vergangene Zeiten erinnernden, wurmstichigen Stubentische saß eine hagere, knochige Männergestalt mit harten Gesichtszügen und stark hervortretendem Kinn, an welchem, vom Rasieren her, noch zwei blutstillende Feuerschwammläppchen klebten. Vor sich hatte er — nämlich der Rappenhofbauer — ein in Leder gebundenes Schreibbuch aufgeschlagen, in der Hand hielt er ein Aktenstück, dem Aussehen nach ein Gülttitel, entfaltet, dessen Inhalt sein Interesse tief in Anspruch zu nehmen schien. Jetzt erhob er die mit einer mächtigen Hornbrille bewaffneten, stahlgrauen Augen zu dem sich ihm nähernden jungen Gaste empor, und sagte, auf einen bereitstehenden wackeligen Stuhl deutend:

„Da nimm Platz, Fried!“

„Otto!“ beeilte sich Annmarei zu verbessern.

„Ah ja, Otto!“ schnarrte der Alte mit freundlichem Grinsen. „Also nimm Platz . . . Ich wollt' Dich über etwas fragen, Dich für was ansprechen. . . . Die Sach' ist so: Der Hohlwegschuhmacher — der Mann ist gestorben und sein Wittfrauchen hat das Häuschen dem Bühlzimmermann verkauft — soeben verkauft, weil sie der Schulden nicht mehr Meister werden konnt'. Nun soll ich an die Amtsschreiberei eine Eingab' machen — eine Eingab'. Kapital — siehst hier?

— achthundertfünfzig Franken — erste Hypothek auf dem Häuschen, erste Hypothek. Und ein rückständiger Zins. Ein zweiter läuft seit Lichtmeß. Den Marchzins aber hab' ich niemals gut ausrechnen können — den verzwickten Marchzins. Drum möcht' ich Dich fragen — Dich angehen — Du wirst es wohl können! Hier ist Tafel und Kreide. Merke dirs wohl: Seit Lichtmeß. Und heut ist der dreißigste Mai. Da aber die Fertigung und Uebergabe erst am nächsten Amtsgericht, d. h. am achten Brachmonat, geschehen wird, nehmen wir den achten Brachmonat — verstanden? Und rechnen herzhaft sechs Prozent — gehört?"

„Aber", wagte die Bäuerin mit ihrer sanften, näselnden Stimme einzuwenden, „Du hast doch der Weberin wegen ihrer Armut und weil zwei ihrer Kinder fast allzeit krank sind, was zu schenken versprochen, Diebel?"

„Bah, man fordert, so viel man kann — hm, so viel einem gehört. Schenken kann man dann immer noch".

Auf der Bäuerin Miene stand zu lesen: O, ich kenne Dich! Du und schenken — das brächtest Du ja nicht über Dich.

Die ihm aufgetragene Rechnung bot dem ehemaligen Studenten keine Schwierigkeit. Schließlich hatte er auch noch die schriftliche Eingabe zu schreiben, weil der Bauer, wie er selbst gestand, mit der Feder nicht „aufs best umzugehen" wußte, von welchem Umstande seine Eintragungen in den Gültrodel — lauter Schnörkel gleich hingemalten Spinnen — wirklich ein beredtes Zeugnis ablegten.

Annmarei hatte die Kirschgeistflasche herbeigeholt, während die Bäuerin mittelst ihrer nichts weniger als reinlichen Küchenschürze das Trinkgläschen ausrieb.

Der junge Mann wehrte: „Ich danke, Kirsch ist mir zu stark, laßt das nur bleiben!“

Diese Ablehnung schien dem Bauern zu gefallen; denn auf diese Weise konnte er sein kostbares Getränk sparen. Zu seinem Verdrusse aber beharrte Annmarei auf ihrem Anerbieten: „Etwas mußt doch trinken, Otto, für Deine Müh . . . Ich geh Dir einen Most holen“.

Das Glas Birnensaft ließ er sich schon gefallen. Hatte das Trinkgefäß auch einen Riß, schien es doch ordentlich gespült worden zu sein. Das Brot jedoch, so man ihm vorsetzte — schwarz wie der Stubenboden sah es aus. Annmarei entschuldigte sich: „'s ist halt vom Ausryterten-mehl*) die gute Frucht**) thut der Vater verkaufen.“ Worauf der Alte schnarrend versetzte: „Sollen wir Bauern-leut etwa Semmelwecken essen, he? Da wären wir bald auf dem Hund, jawohl!“

Eine gemütliche Unterhaltung wollte nicht aufkommen, weshalb der junge Brunnmatterbe sich erinnerte, daß zu Hause, vor der Viehfütterung, Arbeit, nämlich das Ein-grasen noch auf ihn warte.

Annmarei begleitete ihn hinaus. Unter der Hausthüre reichte sie ihm eine bunte Nelke, die sie an ihrem Brust-latze getragen, mit den Worten: „Meine Gotte hat sie mir geschenkt. Gern würd ich auch Meyen halten, doch der Vater will's nicht zugeben; meint, es sei schad um das Plätzlein Garten, Kraut trage weit mehr ab. Er ist halt über die Maßen häuslich, mein Vater!“

---

*) Ausryterten gleich Getreideabgang mit Unkrautsamen vermischt.

**) Getreide.

Und Otto sprach beim langsamen Nachhausegehen zu sich selbst, mehr belustigt, denn aus Aerger: Scheint wirklich ein zweiter Harpagon zu sein, dieser Rappenhöfer, hehehe! Nun, es muß auch solche Käuze geben. Desto ausgiebiger wird mal das Erben sein. . . .

Ein anderes Mal traf er die Rappenhofleute beim Mittagessen. „Wir haben uns sehr verspätet", sagte die Bäuerin. „Eine Kuh hat gekalbt, und da mußte man schon warten, bis das vorüber war."

Annmarei, immer noch im tiefsten Negligé sich befindend, wollte verschämt davoneilen, wurde jedoch von ihrer Mutter zurückgehalten. „Bleib' Du nur, Mädchen!" mahnte sie. „Der Otto wird nicht erschrecken, hat wohl auch schon Weibsleut' im Junte gesehen — nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß!" versicherte der junge Mann lachend, fügte jedoch in Gedanken hinzu: Nur nicht in solchem, hundertfach geflickten und in unzähligen Farben schillerndem! Das arme, reiche Mädchen kann freilich nichts dafür, die Schuld fällt allein auf den jegliche Auslage scheuenden filzigen Alten.

Das Sonntagsdiner der Rappenhofleute erzeigte sich als ein sehr einfaches: bestehend aus einer dicken schwärzlichen Brühe, die die Suppe darstellen sollte, deren Komposition und Zubereitung aber in einem modernen Kochbuche schwerlich zu finden wäre. Als Gemüse gesottene Rüben und Kartoffel in der Montur, d. h. ungeschält und ungerüstet; dazu ein Stück handhoher Speck, den der Bauer auf einem hölzernen Teller verschnitt und herumreichte. Einen besonders gesunden Appetit verriet der Sohn Baschi; er aß

so mutig und hastig, daß ihm die Schweißtropfen auf die Stirne traten. Die Ueberbleibsel der Mahlzeit wurden von der Bäuerin in eine Schüssel vereinigt und davon getragen; die Bestimmung derselben war leicht zu erraten: Es blieb noch der in Isolierhaft sich befindliche jüngere Sohn, Stümmel*) genannt, abzufüttern.

Nachdem Baschi sich vom Tische mühsam erhoben hatte, erhielt er von seinem Vater den Auftrag: „Die Kalbkuh muß nochmals getränkt werden . . . getränkt werden . . . Hernach gehst Du auf den Schweißacker hinaus, es nimmt mich wunder, ob die junge Esparsette (Saat) hervor ist, hervor ist . . . Und dann ins Kleinfeld hinauf, zu lugen, ob man bald Klee eingrasen könn' — verstanden?"

„Im Kleinfeld", bemerkte Baschi, „wird heute geschossen — Wettschießen, wie sie sagen".

„So?" fiel der Alte ärgerlich ein. „Also wieder so ein Lumpentag, Lumpentag, wo die jungen Leut' ihr Geld verschießen und verjuxen! Denn sicherlich wird dort drauß' auch gewirtet, wie sollte nicht! Da gehst Du mir nicht aufs Kleinfeld hinauf, ich verbiet' es Dir — gehört?"

Die Bäuerin that die schüchterne Bemerkung: „Ei, Du dürftest ihm auch einige Batzen geben, Diebel, damit er ein Glas Bier trinken könnt'. Muß allzeit so arg werken, der Baschi."

„Nichts da, nichts, nichts!" lautete der abschlägige, unwillige Bescheid. „Soll mir nicht auch liederlich werden, wie's die Dorfburschen sind, all', all'! Ich — thu' ich nicht auch schaffen die ganze Woche lang, wie ein Roß, von früh

*) Kretin.

bis in den späten Abend hinein, jahraus und ein — jahraus und ein; und wer hat mich je in einem Wirtshaus' gesehen, wer?"

Die Bäuerin folgte ihrem Sohn heimlich in den Viehstall hinaus und sprach ihm Worte des Trostes zu: „Mußt wegen des Vaters Häuslichkeit nicht etwa höhn*) oder maßleidig werden, Baschi! Nach Deiner Rückkehr vom Feld sollst ein Stück Speckwähen**), von gestern her übrig, kriegen.

Diese Aussicht auf den von ihm absonderlich geschätzten Leckerbissen stimmte den dicken Burschen ganz glücklich. Was konnte ihm, im Vergleich mit währschafter Speckwähe, dünnes, fades Wirtshausgetränke gelten? Um den Durst zu stillen, spendete ja der Hofbrunnen helles, kühles Naß in mehr als hinreichender Menge.

Annmarei bat ihren jungen Nachbarn: „Du gehst ein wenig auf die Hausbank warten, gelt, lieber Otti? Ich komme bald, bald!"

Wirklich erschien sie nach einer verhältnismäßig kleinen Weile wieder, sonntäglich gekleidet und mit ihrem freundlichsten kindlichen Lächeln.

Freilich wollte es unsern jungen Brunnmatt-Erben bei eingehender Musterung bedünken, die neben ihm sitzende hübsche, dralle Bauerntochter habe an ihrem vollen Nacken, zumal hinter dem ihm zugewandten Ohre, mit dem Waschlappen oder Schwamm nicht gründlich genug aufgeräumt. . . . Doch war er gutmütig genug, sie bei sich zu ent-

*) böse.
**) Speckkuchen.

schuldigen: „Sie hat sich meinetwillen so sehr beeilt, da kann so was schon vorkommen. Auch ihre Hände — es sind halt derbe Werkhände und nicht leicht weiß zu bringen. . . .

Von dem nahen Schweinestalle her ließ sich lautes durchdringendes Winseln und Schreien vernehmen. „Was dort wohl los sein mag?“ rief Annmarei sich rasch erhebend. „Gewiß wieder Krieg unter den Kleinen wegen des Saugens, da jedes das andere abdrängen will! Muß nachschauen gehen — kommst Du auch mit, Otti?“

Er folgte ihr um so bereitwilliger, da er noch keine ganz jungen Ferkel gesehen hatte.

Es waren wirklich solch hübsche, niedliche Tierchen, und so rundlich und sauber gehalten. Der junge Bauernsohn sprach seine Freude darüber aus: „Ei, ei, seht, seht!“ Und die ebenfalls erschienene Rappenhöferin stimmte in das Lob ein mit den Worten:

„Ja, ja, unsere Annmarei verstehts, selb' muß man bekennen. Ist ein wahres, unübertreffliches Saumütterchen!“ fügte sie mutterstolz hinzu. Ueber welch' sehr naive, drollige Bezeichnung Otto laut auflachen mußte, und die beiden Frauen lachten gutmütig mit.

Annmarei schlug ihrem stillen Anbeter einen kleinen Spaziergang nach dem nahen Beuntenfeld hinaus vor; derselbe wurde acceptiert und sogleich angetreten. „Guck hier, meine Kabis- und Rübenpflanzung“, sagte die junge Bauerntochter nicht ohne Selbstgefühl; „und hier der Flachs, dort die Bohnen und das Kraut -- ach, wie viele Müh ich gehabt hab, besonders mit dem vielen, kaum auszurotten-

den Unkraut, denn da meinen Aetti die Kosten für einen neuen Pflug reuen thun, wird halt gar leid gefahren*), schon seit Jahren, so daß überall mit der Hacke nachgeholfen werden muß.“

Otto dachte mit steigendem Wohlgefallen: Wird 'mal eine sehr tüchtige Jungbäuerin werden, diese Annmarei!

Hierauf setzten sich die beiden unter den an der Ackergrenze stehenden, schattigen Wildbirnbaum, und plauschten. Zwar war es weder die europäische Politik, noch irgend welche wichtige Staats- oder Gemeindeangelegenheit, so hier zur Verhandlung kamen: das dicke Bauernmädchen sprach in naivster Ausdrucksweise über den Gemüsebau und die Hühnerzucht, über den Zahnschmerz, der sie vorhergehende Nacht, nach geschehener Hauswäsche, plötzlich befallen hatte; von ihrem hübschen dreifarbigen Kätzchen, das auf unerklärliche Weise verschwunden, wahrscheinlich gestohlen worden sei; von den Mäusen, die zur Nachtzeit in ihrem Bettstroh raschelten und vor welchen sie so große Furcht empfand; von der neuen Schürze, die sie von ihrer Patin geschenkt erhalten hatte; prächtiger grauer Baumwollstoff mit engen gelbgrünen Streifen; schwatzte dies und das.

Und der Jungknabe horchte ihr mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit zu, nickte dann und wann zustimmend mit dem Kopfe oder warf eine aufmunternde Bemerkung ein.

Nach einem Weilchen aber, während welchem Annmarei ihren hübschen jungen Nachbar zärtlichen Blickes betrachtet hatte, sagte sie: „Weißt Du, Otti, was ich soeben gedacht habe? Es war das: Du bist so lieb und gut — wie schad

*) schlecht gepflügt.

wärs für Dich gewesen, so sehr schad, wenn Du weiter studiert hättest. Denn wie leicht hättest Du ein Prokrater*) werden können, und mein Vater hat schon oftmals gesagt, die Prokrater seien alle Schelme".

Otto lachte, beide lachten. Sodann boten sie sich die Hände zum Aufstehen und begaben sich langsam nach dem Rappenhofhause zurück.

Vor dem Rappenhofhause waren inzwischen zwei gut gekleidete Dorfburschen erschienen, hatten sich nach der Annmarei erkundigt und sich hernach mißvergnügt entfernt, in der Richtung nach dem Kleinfeld hinaus, wo lebhaft die Büchsen knallten.

„Wer wars?" fragte der Rappenhöfer, den Burschen mißtrauisch nachblickend.

„Des Müllers Bub, und der andere, wenn ich nicht irre, dem Ammann seiner."

„So, die?"

„Ja. Beide fürnehme Bauernsöhne. Unser Mädchen erhält Aufwart eine um die andere!" fügte der Mutterstolz hinzu.

Der Bauer jedoch schnarrte geringschätzig: „Fürnehme Burschen, sagst Du? Ja, ja", höhnte er, „verstehen sich aufs Groß- und Windmachen gar fürtrefflich, aufs Ausreiten und Geldverjuxen, gleich den Stadtherren. Könnten reiche junge Weiber wohl gebrauchen, möglichst viel Geld, begreiflich, begreiflich! Doch für die hat der Rappenhöfer nicht gehaust und sich abgeschunden sein Lebenlang, nein, nein! Da soll mir der jung Brunnmättler weit lieber sein, o ja!

*) Rechtsanwalt.

Ist wenigstens kein Großhans und Verthuer. Und kann gut mit der Feder umgehen und genau Zinsrechnen bis auf den Viertelsrappen hinaus, Viertelsrappen hinaus, wie selten ein Schulmeister. Und kriegt er eine Frau mit ordentlich Gülten — der kann's mal zu was bringen; wenn er gut Haushält und scharf rechnen thut. Müßt übrigens nicht seinem Alten nachschlagen — er, der Brunnmättler, gehört noch zu den wenigen Bauern, die man Sonn- und Feiertags nicht im Wirtshaus suchen muß, suchen muß, einer noch vom einfachen, alten Schlag . . . Und ist er auch nicht gerade reich — —" Er brach plötzlich ab und horchte: War das nicht vom nahen Dorfe her das Feuerhorn und gleich darauf das unheimliche Anschlagen der Feuerglocke, sowie der deutlich zu vernehmende Ruf: „Es brennt!"

Aufs tiefste erschrocken eilte der Bauer ins Haus, stürzte in seine dunkle Schlafkammer, erschien wenige Minuten darauf mit einem Getreidesack am Rücken, worein er seine Gültschriften und schwere Barschaft gesteckt hatte.

„Hurtig!" rief er mit heiserer, befehlender Stimme, macht Euch alle bereit, das Vieh hinauszutreiben und auch die Säu'! Oeffnet die Kasten, holt die Linnen herunter, das Gespinst!"

„Ach, Aetti!" sagte die in die Stube tretende Annmarei, „ängstigt Euch doch nicht so; es brennt ja nicht im hiesigen Dorf, sondern drüben in Holzhäusern! Drauß' vor dem Hauf' kann man den aufsteigenden Rauch gut sehen."

„So, in Holzhäusern?" versetzte der Bauer um vieles beruhigter. „Gleichwohl — man kann nie zu vorsichtig

sein. So ein Feuerfunke könnte anhergeflogen kommen und sich auf unser Strohdach niederlassen, wie solches ja schon oftmals geschehen da und dort, da und dort!" jammerte er, dem dicke Schweißtropfen auf der Stirne standen.

Die Bäuerin erwiderte: „Ja, siehst Du? Wie oft schon hab' ich Dir zugesprochen, Du sollest endlich eine Neubaute vornehmen oder doch wenigstens das Dach mit Ziegeln bedecken lassen."

„Ja, ja, soll geschehen, soll nun geschehen!"

„So versprachst Du jedesmal, wenn irgendwo in der Näh' ein Brand ausbrach, aus Angst. Hernach aber ließest's wieder gelten."

„Das Geld, das Geld," brummte er, „die schrecklichen Unkosten!"

Sodann schleppte er seine Schätze wieder in ihr stets wechselndes und nicht einmal der Bäuerin genau bekanntes Versteck zurück.

Otto hatte, da die Zeit der Viehfütterung nahte, sich nach Hause begeben.

Annmarei aber trat, mit dem Marktkörbchen am Arm, vor ihren Vater hin mit dem Begehren: „Die Mutter sagt, Ihr solltet mir Geld geben, Aetti! Für Kaffee und Cichorie —"

„Kaffee, sagst Du, schon wieder Kaffee?" rief der Alte höchst verdrießlich.

„Ei ja! Es sind, seitdem ich das letzte Mal ein Viertelpfund geholt, vier Wochen her."

„Wozu überhaupt Kaffee, weshalb unnötiger Weise Geld ausgeben? Thut's Suppe nicht auch, Bohnen- oder Erbsmus?"

„Freilich ja, wenn wir allein sind. Morgens aber kommt der Schuhmacher auf die Stör.“

„Auch für ihn ist Suppe gut genug, recht dicke, währschafte Suppe, mein ich.“

„Damit er uns im Dorf herum recht verschreien kann, wie's von andern Handwerksleuten auch schon geschehen, gelt?“ versetzte die nun ebenfalls erschienene Bäuerin. „Wir müßten uns ja schämen. Drum gieb nur Geld her, Diebel! Auch für einen Schoppen Brennöl.“

„Brennöl, mitten zur Sommerszeit?“

„Bedenke doch, Diebel, wie oft bei uns später Feierabend und erst nachts gegessen wird.“

„Die Mäuler trifft man immer.“

„Aber hernach die Küchenarbeit, das Abwaschen*) des Koch- und Eßgeschirres? Das kann in der Dunkelheit doch nicht wohl geschehen.“

Alles Sträuben fruchtete nichts, der Filz mußte sein schmutziges Lederbeutelchen öffnen und blanke Einfrankenfünfunddreißig aushin geben. Denn auch Zündhölzchen, sowie ein Schächtelchen Schuhwichse sollten neugekauft werden.

Annmarei machte sich eilig auf den Weg ins Dorf hinein. Dabei ließ sie ihren Blick wiederholt nach der Gegend des Brunnmatthauses abschweifen. Doch war von Otto nichts zu sehen, der Jungknab aß wohl sein Abendbrot oder befand sich bereits in der Scheune . . . . Indessen brummte ihr Vater ärgerlich in sich hinein, „Kaffee, Wichse und Zündholz — auch das sind Dinge, die früher

*) Spülen.

auf dem Lande nicht bekannt gewesen. Und da will man sich noch wundern, daß die Bauernleut' nicht mehr hausen können.

Er kam jenes Abends aus den Verdrüssen nicht mehr heraus: Sein Sohn Baschi hatte von seiner weitläufigen Feldinspektion einen geschwollenen Kopf mit nach Hause gebracht und die Bleßkuh ein krankes Euter bekommen.

„Soll man nicht jemand zum Doktor schicken?“ fragte die Bäuerin tief bekümmert.

Ihres Mannes Bescheid lautete: „Für die Kuh, ja, allsogleich! Bei dem Bub' wird wohl irgend ein Hausmittel genügen, etwa Schweinefett oder Schmiersalbe, recht dick aufgetragen.“ Für sich räsonnierte er folgendermaßen: „Selbst die Wespen sind viel bissiger und das Vieh weit verzärtelter geworden, hm, hm!“

Sodann die hellen Freudenjauchzer der von dem Schießplatze heimkehrenden Schützen, die fröhlichen Klänge der Dorfmusik bis in den späten Abend hinein. . . .

„O diese ausgelassene, lüderliche Welt! Und das böse, ansteckende Beispiel! Doch meinen Baschi sollen sie nicht kriegen, den werd' ich hüten, werd' ihn hüten!“ gelobte er.

## 5. Kapitel.

Die Heuernte hatte begonnen.

Brunnmatchristen vermochte auch bei diesen Arbeiten sich nur wenig mehr zu beteiligen; er war sozusagen vor der Zeit ein alter, gebrochener Mann geworden.

Desto kräftiger und gewandter griff an der Spitze der kleinen, aber auserwählten Mähderschar jung Otto ein. Die Landluft hatte seine Gesundheit außerordentlich gestärkt

und die tägliche körperliche Anstrengung seine Sehnen gestählt. Ein übriges thaten die von seiner Mutter ihm zugehaltenen guten Bissen, sowie die sich mehrende Lust an dem Bauernleben; immer seltener dachte er an seine plötzlich abgebrochenen Studienjahre, wie an einen seltsamen angenehmen Traum, zurück. Er hatte sich mit dem ihm auferlegten Schicksale bereits ordentlich auszusöhnen begonnen; ja, es gab sogar Augenblicke, zumal wenn die fröhlichen Werkleute ihn umgaben, wo er Anstand genommen hätte, die lose, wohlige Arbeiterblouse wieder an den enganliegenden Studentenrock zu vertauschen.

Ein ferneres that auch der seinem jugendlichen Alter anhaftende Hang zum sorglosen, träumerischen Indentaghineinleben. . . .

Auf dem Brunnmattgute war die Heuernte rasch und glücklich beendigt. Das Ereignis wurde durch eine sogenannte Rechenlöse*) gefeiert. Das geschah eines Sonntagmittags. Und nachdem die wohlgesättigten Werkleute sich entfernt hatten, sagte die Bäuerin zu ihrem Sohne in sanft verweisendem Tone:

„Seit zwei Wochen bist Du nicht mehr bei des Rappenhöfers gewesen, Otto!“

„Woher weißt Du das?“

„Die Annmarei hat mirs geklagt — gestern, als ich bei ihrer Matte vorbei ins Dorf hinein zum Krämer ging . . . . Das gute Mädchen lugte ganz traurig drein.“

„Nun — letzten Sonntag mußt ich ja, auf des Vaters Geheiß, auf den Berg hinaufgehen, um nach unsern Weide-

*) Ländliches Festmahl.

füllen zu schauen. Und hernach, bei meiner Rückkehr war ich zu müde und zu schläfrig."

„Heut' solltest Du doch 'mal wieder hingehen," bat die Mutter.

Er versprachs und führte das Versprechen gleich selbigen Nachmittags aus.

Walpurg sagte: „Daß er den Kiltgang ausgesetzt — ich kenne den Grund, er hat mirs erzählt: das letzte Mal, so er dort gewesen — er hatte einen kleinen Umweg gemacht, und kam unbemerkt auf das Rappenhofhaus zu, diesmal auf der Hinterseite. Dort erblickte er zum erstenmal' den Stümmel*), den schrecklich gefehlten und verwahrlosten Bub', den sie sonst immer eingesperrt halten in dunkler Kammer. Er trug schier nichts als Lumpen am Leib' und die Bäuerin war eben dran, ihm im Sonnenschein das Ungeziefer vom Kopf' herunter zu kämmen. Und da hat er plötzlich einen Eckel gefaßt, auch gegen die Annmarei —

„Was Du da sagst!"

„Und ich kann ihm nicht ganz Unrecht geben," fuhr das sonst so wortkarge Mädchen in entschiedenem Tone fort. „Solche Sachen, wie der Blödsinn, erben sich in der Familie gern fort, sagen die Leut'. Auch der Baschi hat nichts voriges, und besäß' er eine Million, ich — ich könnt' ihn dennoch nicht heiraten, o nein!"

„Aber die Annmarei ist ja wohlgestaltet und ganz verständig . . . . Und man bedenke, wie reich!" meinte die Mutter.

*) Kretin.

Auf ihr angelegentliches Zureden hin setzte Otto seine Kiltgänge nach dem Rappenhofe wieder regelmäßig fort. Hiezu trug der Umstand wesentlich bei, daß andere, sehr angesehene Bauernsöhne um die reiche Erbin ebenfalls zu freien begannen. Er fand einen besondern Reiz darin, seine Nebenbuhler alle siegreich aus dem Felde zu schlagen. Es gelang ihm dies ohne sonderliche Anstrengung. Annmarei gab ihm den Vorzug von sämtlichen Anbetern; in ihm erblickte und verehrte sie den Ausbund aller schätzbaren männlichen Eigenschaften, als da sind: Hübschheit, Bravheit, Häuslichkeit, Gelehrsamkeit, und dabei noch ein solch freines, gutmütiges Wesen. Ja, sie liebte ihn so innig und tief, wie sie nur zu lieben vermochte.

Eines Sonntagabends klagte sie ihrem Geliebten: „Ihr auf der Brunnmatt habt die Frucht schon glücklich unter Dach, auch die übrigen Bauern sind damit nahezu fertig. Während wir — ach, wir haben noch mehrere Jucharten Korn draußen liegen und stehen. Wir haben halt keine Leut kriegen können, der rauhen Kost wegen und weil mein Aetti die hohen Löhne nicht zahlen mag. 's ist ein Elend, sag ich Dir!“

Und des folgenden Frühmorgens fand sich Otto samt seinem Knechte zur freundnachbarlichen Hilfeleistung ein — ei, wie dadurch die Erntearbeiten befördert wurden, zum Erstaunen! Und die Hauptsache: sie kosteten dem Rappenhöfer keine Barauslagen, bloß einige Mäßlein wohlfeilen Most. So gut gelaunt hatte man den filzigen Alten seit Jahren nicht mehr gesehen. Und erst die Freude und die dankbaren zärtlichen Blicke seiner Tochter! —

Kirchweih nahte.

„Otto“, sagte Mutter Brunnmattbäuerin, „Du wirst, da es ja so Brauch ist, dein Mädchen ebenfalls zu Tanz führen müssen.“

„Ja — kann sie die Annmarei, denn tanzen? Ich, glaube nicht, wüßte nicht wo sie's hätte erlernen können.“

Die Bäuerin dachte an ihre eigenen glücklichen Mädchenjahre zurück und erwiderte: „Mach' Dir keine Sorg', bei guter Musik und am Arm eines geübten Tänzers macht sich das leicht, sozusagen von selbst, Du wirst sehen!“

Sie handelte offenbar in vollständigem Einverständnis ihres Mannes; denn nicht nur ließ dieser es willig geschehen, daß sein Sohn auf den hohen profanen Festtag hin mit einem kostspieligen neuen Tuchanzuge versehen wurde, sondern übergab demselben am Festtagmorgen selbst eine schwere Handvoll silberner Fünffrankenthaler, damit er sein Mädchen „anständig gastieren“ könne — er, der sonst zu jedem Bätzlein so peinliche Sorge zu tragen pflegt.

Als die Bäuerin ihren Liebling so dahinschreiten sah nach dem Rappenhofhause hin, dachte sie voller Mutterstolz: Einen feinhübschern giebt es nicht, die Annmarei darf sich mit ihm schon meinen und ihre große Freud' an ihm haben, o ja!

Sie sagte zu ihrem Manne: „Willst nicht auch in's Wirtshaus gehen, Christen? s'ist ja des Jahres nur einmal Kirchweih!“

„Mag nicht!“ brummte er. „Genug, daß der Bub' gegangen, braucht schon Geld genug, hm, hm! . . . Ja, wenn ich gesund und kräftig wär', wie ich's ehedem ge-

wesen. Aber so mit meinen alten kraftlosen Knochen!" fügte er mißmutig hinzu.

Sie wagte sich ihm nicht zu offenbaren: Ich dagegen ging so gern, mir wär's so lieb, wenn Du mich zu einem Glas Wein führen wolltest, bloß damit ich unsern Otto sehen könnt', wie er sich ausnimmt unter den Kilbebuben; und was er thut. . . .

Es war Abend, die Nacht brach herein. Vom Dorfe her ließen sich dann und wann abgerissene Musikklänge vernehmen oder man hörte helle Freudenjauchzer erschallen. Die Bäuerin sagte sich: Nun tanzt unser Otto — die werden lugen und staunen, wie leicht und kunstreich er tanzen kann! . . . Vor Morgen ist weder er noch die Walpurg zurückzuerwarten, o nein, kann daher ruhig zu Bette gehen.

Doch bald nach Mitternacht schon wurde kräftig an die Hausthüre gepocht und Einlaß begehrt — Ottos wohlbekannte, helle Stimme.

„Du da?" rief die ihm öffnende Mutter erstaunt. „Ist Dir unwohl geworden oder 'was über den Weg gelaufen? Doch nicht etwa Streit gehabt, wie?"

„Beruhige Dich, lieb Mütterchen!" erwiderte der Eintretende gelassen. „Ich habe die Kirchweihfreuden vollauf satt bekommen, das ist alles. . . . Nun aber, Mutter, ein trockenes Hemd her," befahl er, „dieses hier auf meinem Leib ist so arg verschwitzt, als hätt' man's aus dem Wasser gezogen. Und meine armen Zehen — ich fürchte sie haben mir meine sämtlichen Zehen zu Schanden getreten, die Annmarei und die andern, he hehe! Und müde

bin ich — wenn ich schon zwölf Stunden lang eine Tretmühle getrieben oder einen Eilmarsch gemacht hätte über sieben Berge, ich könnte unmöglich müder sein. Solch' ein schwer Stück Menschenkind, das von der Tanzkunst noch keine Ahnung hatte, im Saale herumschleppen zu müssen — nein, diese Arbeit ist eine übermenschliche und verdiente wohl, daß man mir dafür einen Tag Frohnde zugute schreiben würde — hehehe!" lachte er ausgelassen, indem er sich Rock und Stiefel auszog.

„Du machst mir ganz bang, Otto!" sagte sorgenvoll die Bäuerin. „Gewiß ist die Annmarei nun höhn.*)"

„O fürchte nicht, Mütterchen! Das Mädchen fühlte sich so glücklich, ach so glücklich! Du hättest nur sehen sollen, wie sie mich beim Abschiednehmen an ihr Herz drückte — ich glaube fast, sie hatte ein klein Räuschchen, hehehe! . . . Nun noch eins, Mutter! Vor zwei Tagen wecke man mich nicht auf, vor zwei Tagen werd' ich nicht aufstehen".

Mit diesen Worten stieg der Kirchweihbursche ächzend die Treppe hinauf.

Seine Schwester dagegen hielt es aus bis zum grauenden Morgen. Sie rühmte, weder Schlaf noch sonderliche Müdigkeit zu verspüren, bloß so einen „Trümmel" im Kopfe und daß sie die fröhliche Tanzmusik noch „in den Ohren" habe.

„Es wär so lustig gewesen und alles gut abgelaufen", erzählte Walpurg beim verspäteten Frühstück weiter, „wenn nur, als den Burschen der Wein zu Kopf gestiegen war, sie nicht miteinander Händel angefangen hätten, die wüste

*) fühlt sich beleidigt.

Rauferei. Auch mein Toby, so sehr ich ihn zurückzuhalten suchte, mischte sich drein, teilte Schläge aus und erhielt solche auf den Schädel, daß er arg blutete".

„Es ist immer so 'gangen, gehört halt zu den Kilbefreuden", meinte die Brunnmättlerin. „Freilich unser Otto — nun weiß ich doch, weshalb er so früh nach Haus gekommen, das groblächtige Thun der Burschen muß ihm mißfallen haben, ich begreife wohl . . . Ah, da kommt er schon aus dem Bett", rief sie erstaunt. „Hast nicht gut geschlafen, Otto?"

„O doch!" erwiederte er lächelnd. „Und wenn Du im Küchenschrank noch einen Mundvoll Rauchfleisch haben solltest —"

„Ja, gewiß, einen hübschen Rest Schinken! Auch ein Schlückchen Kirsch sollst kriegen".

Er aß und trank mit großem Behagen und wischte sich den Mund. Darauf ging er seine Rocktasche untersuchen; darin befand sich, in Papier gewickelt, ein ansehnlich Stück Mandelkuchen für seine Mutter. Diese sagte erfreut: „Wie gut von Dir, auch an mich zu denken, das wär keinem andern in Sinn gekommen".

Der immer noch von Durst geplagte „Kilbebub" begab sich zu dem Hofbrunnen hinaus, trank frisches Quellwasser in vollen Zügen. Dabei schaute er nach dem Rappenhofhause hinüber. War das nicht Annmarei, die ebenfalls am Brunnen stand und ihm freundlich zuwinkte? Die liebe, gute Einfalt, dachte er. Ob sie wohl auch Müdigkeit und eine Art Kater verspürt? O gewiß! sagte er sich lächelnd.

Werde mich nach ihrem Befinden erkundigen gehen müssen, heute oder morgen abends, nahm er sich vor.

Bislang hatte unser Brunnmatterbe den Umgang mit der Dorfbewohnerschaft nach Möglichkeit gemieden. Diesem Verhalten lag anfänglich eine gewisse Scheu zu Grunde, sowie die Furcht, von den Leuten neugierig beguckt, mit „Student“, in ihrem Sinne gleichbedeutend wie ein „Fürwitziger“ und „Halbherr“, bezeichnet zu werden. Außerdem war ihm klar geworden — und der Kirchweihball hatte ihn in dieser Ueberzeugung noch bestärkt — daß die Gesellschaft dieser ungebildeten, rohen Dorfburschen ihm weder geistigem Genuß, noch die gewünschte Unterhaltung zu bieten vermochte. Mochten sie ihn auch als „Stündeler“ belächeln und verspotten — was konnte das ihn kümmern? Lieber noch, als an ihren lärmenden und ausgelassenen Vergnügungen teilnehmen, blieb er des Sonn- und Feiertags zu Hause auf der idyllisch gelegenen Brunnmatt, oder verbrachte die stillen Nachmittagsstunden in Gesellschaft der zwar ziemlich beschränkten, dafür aber desto unschuldsvollern Rappenhoftochter.

An Werktagen, bei den sich drängenden mannigfachen landwirtschaftlichen Arbeiten vermochte bei ihm die Langeweile ohnehin nicht aufzukommen.

Das änderte sich fast mit einemmal . . . .

Der alte, schon seit Jahren kränkelnde Dorfschulmeister war mit Tod abgegangen. Schon einige Wochen zuvor, damit die Schulhaltung keinen längern Unterbruch erleide, hatte er einen von der kantonalen Erziehungsbehörde hergeschickten Nachfolger erhalten, namens Heribert Kohler.

Ein noch ziemlich junger Mann, der bereits einige Jahre an der Stadtschule als Klassenlehrer gewirkt hatte.

Daß der gelehrte junge Pädagoge die innegehabte Stelle an eine weit geringer besoldete, das angenehme Stadtleben an den Aufenthalt in einem obskuren Bauerndorfe freiwillig hatte vertauschen können, fiel selbst den einfältigen Bauernleuten auf. Es muß was dahinter stecken! sagten sie.

Es stak wirklich etwas „dahinter". Der junge Mann war nämlich brustleidend und frische Luft sein einzig Remedium. Daher seine täglichen Spaziergänge in Feld und Wald, die, im Verein mit der begonnenen Milchkur, auf seine Gesundheit eine wohlthätige Wirkung ausübten; die eingefallenen blassen Wangen belebten sich zusehends und die dunkeln Augen bekamen einen frischen, ebhaften Glanz. Und die Schulbuben klagten: „Der sieht und hört ungleich schärfer als der alte, den kann man nicht tschöpeln *). Und gelehrt ist er, potz Blitz, redet mit uns nur immer schriftdeutsch . . ."

Man erzählte sich von dem „neuen" Schullehrer: „Er ist noch unverheiratet, und die ihm den Haushalt führt, das ist seine um etliche Jahre jüngere Schwester. Sie heißt Luzie. Ein fein, sprenzelig Ding, wie sie eben in der Stadt vorkommen, und von welchen man glauben könnte, daß sie bloß Morgentau und dazu etwa täglich ein Zuckerbrötchen genießen. Doch sehen kann man die Jungfer nur selten, etwa wann sie zum Brunnen oder zum Krämer oder des Sonntag morgens in die Frühmesse geht. Dabei lugt sie weder nach links noch rechts und erwidert die

*) zum besten halten, hintergehen.

lauten Grüß nur durch fürnehmes Kopfnicken, grad so, wies die hochmütigen Stadtfräulein thun. Zwar des Krämers Liese sagt, sie könne auch recht freundlich und ordentlich gesprächig sein, 's ist aber schwerlich zu glauben . . ."

Der neue Lehrer hatte das Sommer-Schulhalbjahr zu Ende zu führen. Am Schlußexamen erschien auch der dicke Gemeindeammann, seines Berufs Großbauer; er nahm den Schullehrer beiseite und sagte: „Unsern Kirchengesang mag man kaum mehr anhören. Der alte Schulmeister that halt seit Jahren nichts mehr dafür, weshalb denn auch die besten Sängerburschen und -Mädchen den Verleider bekommen haben und zurückgetreten sind. Es wäre daher mein Wunsch und auch derjenige unseres Pfarrherrn, daß Ihr die Sach' an die Hand nehmen möchtet, je eher, desto lieber. Ihr werdet Euch wohl auch ein wenig auf das Singen verstehen, denk' ich!"

Der Lehrer nickte lächelnd und erklärte sich bereit, die ihm gestellte Aufgabe nach Kräften zu erfüllen. „Umsonst sollt Ihrs nicht thun", fuhr das würdige Gemeindeoberhaupt mit wichtiger, wohlwollender Miene fort. „Aus dem Kirchensäckel wird Euch dafür und für das Singen der Seelämter laut Stiftung ein jährlicher Gehalt von fünfzig Franken ausbezahlt werden . . . Und dann noch etwas — er räusperte sich mehrmals verlegen — es gehört zwar nicht zur Sach', aber es ist im Gemeinderat darüber gesprochen worden: Seit Menschengedenken hat noch kein hiesiger Schulmeister einen Bart getragen. — Ihr versteht mich doch, nicht wahr? 's ist nur wegen den Leuten, die sich bereits darüber ärgerten . . . und auch wegen den Kindern . . .

Heribert Kohler hatte offenbar Mühe, ein lautes, belustigtes Auflachen zu unterdrücken. „Herr Ammann", erwiederte er nach einer Weile mit gelassener, sonorer Stimme: „Es ist der Schöpfer, der dem Manne den Bart verliehen hat zur Zierde und auch zum Unterschied vor dem andern Geschlecht; in gewissen Fällen ist er auch gesundheitsförderlich, schützt vor Krankheiten der Respirationsorgane —"

„Resp —"

„Ja, Respirationsorgane oder zu deutsch Atmungswerkzeuge. Und just in diesem Punkte mußt' ich möglichst Sorge tragen. Doch abgesehen davon, bin ich der Meinung, Herr Ammann, es habe niemand des Recht, sich um meinen Bart zu scheren, auch ein löblicher Gemeinderat nicht.

„Gewiß nicht, Herr Lehrer, gewiß nicht: Ich meinte nur so — ich sagte das nur so beiläufig — hm hm! — und Ihr braucht es deshalb nicht gleich so hochzunehmen, könnt' ja — hm hm — immerhin thun nach Belieben — versteht sich, hm hm! . . . Da aber wegen der andern Sach', dem Kirchengesang —"

„Bleibt es bei meinem Versprechen, Herr Ammann!"

Der Letztere brummte im Weggehen: „Mit dem alten Schulmeister war doch weit besser zu reden; der that gegen seine Vorgesetzten noch unterwürfig und bescheiden, wie's dem Stande geziemt. Dieser da lugt ein' mit seinen großen dunkeln Augen so seltsam verächtig an — hm hm!"

Wirklich, schon am Patroziniumsfeste Sankt Martin wurde in der Pfarrkirche Hellbach eine neue vierstimmige Missa gesungen. Und die Leute sagten voller Staunen und Bewunderung: „Nein, das ist doch was anders, als das

langweilige Geplärr, so man bisher hat anhören müssen! Der kanns und verstehts, potz Hagel! Und das Orgelspiel, man vermeinte ja, eine ganz neue Orgel zu hören".

„Hat zu Haus' ebenfalls eine, eine ganz kleine, der Lehrer".

„Das ist ein Klavier", wollten die Besserunterrichteten wissen. „Das Jüngferchen kanns ebenso gut oder noch besser wie er. Ihr solltet sie nur hören, wenn sie bei offenem Fenster klaviert und singt".

Dem neuen Kirchenchore gehörte auch unser Otto an; um ihn für denselben anzuwerben, hatte sich Lehrer Kohler eigens auf die Brunnmatt herausbemüht. Und die Frau Mutter Liesebeth sagte zu ihrem Sohne: „Du darfst es nicht absein, Du hast ja die hübsche helle Stimme und im Kolleg Unterricht genommen. Zudem geschiehts Gott zu Ehren, bedenk!"

„Ah, richtig", versetzte der Lehrer lebhaft, „Ihr Sohn hat studiert!" Und sich an Otto wendend: „Sie haben einige Jahre die Kantonsschule besucht, sagte man mir".

„Dann muß es wohl wahr sein!" erwiederte der junge Bauernsohn mit trübem Lächeln. „Mir selbst wollen jene Jahre manchmal erscheinen wie ein Traum aus längstvergangenen Zeiten".

Stumme Pause. „Also doch wenigstens ein gebildeter junger Mann im Dorfe", begann Kohler wieder. „Ich hoffe, wir beide werden uns öfters sehen und gute Freunde werden".

„Das soll mir sehr lieb sein".

Sie wurden wirklich von der Stunde an gute, intime Freunde.

Otto, der sich bereits dem vollständigen Verbauern nahe gefühlt, empfand es als einen längst entbehrten Genuß, ja als ein unverhofftes Glück, einen Menschen in der Nähe zu haben, mit dem er sich nicht immer nur über Pflügen, Säen und Dreschen, Jauche- und Düngführen, Vieh- und Pferdehandel, sondern auch über andere, ideale Dinge unterhalten konnte.

Es war ihm jedesmal eine Freude und er sehnte sich förmlich darnach, abends nach dem Schulhause, in die Gesangsstunde gehen und vor und nach derselben mit seinem Freunde Lehrer über dies und das, heitere und ernste Dinge — mitunter auch über wissenschaftliche — schwatzen zu können. Dabei machte er die Erfahrung, daß Heribert Kohler nicht nur über bedeutende musikalische Kenntnisse, sondern auch über eine gründliche Bildung verfügte und überdies das besaß, was ihm selbst noch mangelte, nämlich Lebenserfahrung und Charakterreife.

Was die beiden jungen Männer rege mit einander verband, das war die gemeinsame, an Schwärmerei grenzende Liebe zu allem Schönen und Idealen. Und hatten diese Triebe in der Brust des jungen Bauernsohnes infolge äußerer Verhältnisse eine Zeit lang geschlummert, sein Freund Lehrer war just der geeignete Mann, um dieselben neu zu beleben und zu fruktifizieren. .

Eines Abends, nachdem die übrigen Sänger sich entfernt hatten, sagte Kohler zu Otto: „Ich habe bereits die Erfahrung gemacht, wie unwissend der Großteil der hiesigen

jungen Leute ist; man sollte es kaum für möglich halten. Dem wäre vielleicht abzuhelfen. Ein Leseverein, verbunden mit populär gehaltenen wissenschaftlichen Vorträgen über Naturkunde, Geschichte und Geographie, in welche Sie und ich uns zu teilen hätten — was sagen Sie zu einem Leseverein, Freund?"

„Die Nützlichkeit eines solchen ist nicht zu bestreiten. Doch zweifle ich sehr, ob unsere junge Burschenschaft —"

„Es ließe sich wenigstens der Versuch machen . . .?"

Der Versuch fiel kläglich genug aus. Auf die von dem Schullehrer ausgegangene öffentliche Einladung fanden sich am festgesetzten Abende drei Personen ein: unser Brunnmatt-Otto, ein ortsfremder Schreinerlehrling und — der Nachtwächterhänsel, letzterer in der Hoffnung, durch Reinhalten und Heizen des Vereinslokales einige Bätzlein verdienen zu können.

Otto lachte laut auf und rief: „Sehen Sie nun?" Und nachdem der Lehrer seinen Aerger hinuntergeschluckt, lachte er ebenfalls belustigt mit aus vollem Halse.

Ungleich günstiger wurde der Vorschlag betreffend Veranstaltung einer öffentlichen musikalisch-theatralischen Abendunterhaltung aufgenommen. Die sämtlichen Mitglieder des Gemischten Chores erklärten sich zu der Mitwirkung freudig bereit.

In aller Eile und mit möglichstem Fleiße wurden Lieder, sowie ein etwas derber, volkstümlicher Schwank einstudiert. Und hatte Lehrer Kohler damit auch seine großen Mühen, Ergötzlichkeiten und Freuden fehlte ihm dabei ebenfalls nicht: Die unbeschreiblich steifen, linkischen Bewegungen,

die unfreiwillige Komik, die Akteure und Aktricen bei den Uebungen anfänglich an den Tag legten — wer hätte da ernsthaft bleiben können! — anderseits aber die große Unterwürfigkeit und Folgsamkeit, mit welcher die Zurechtweisungen und Belehrungen entgegengenommen wurden.

Mutter Brunnmättlerin stellte ihren Sohn eines Tages ernsthaft zur Rede: „Fast all' Abend gehst Du ins Schulhaus, zumeist auch des Sonntagnachmittags. Und an Dein Mädchen denkst Du nicht mehr — wie?“

„Ach ja, gelt!“ erwiederte jener, sich in den Haaren kratzend. „Die gute, arme Annmarei, hehehe! Aber sei nicht bös, Mütterchen, gleich heut Abend kehr ich bei ihr ein, und ist das Konzert mal vorbei, werd' ich das Versäumte nachholen, ich versprech' es Dir!“

Er kehrte wirklich bei dem sehnsüchtig harrenden Mädchen ein. „Siehst Du, Schatz“, entschuldigte er sich, „diese Abendunterhaltung, nämlich die Vorbereitung zu derselben, giebt so sehr zu schaffen. Umso größer wird Dein Genuß sein — ich selbst werde Dich einführen.“ O, sie war so verzeihlichen, hingebenden Gemütes!

Die Rappenhofbäuerin aber sagte zu ihrem Manne: „Ich habe mich gestern Abend ordentlich geschämt, daß ich mangels an Oel kein Licht machen konnte —“

„Licht, wo nichts gearbeitet wird, nichts gearbeitet? Schwatzen kann man auch ohne Licht. Babah!“

„Also meinst Du, zwei junge Leut, ein Bub und ein Mädchen, sollen in Finsternis beieinander sitzen? Bedenkst denn nicht die große Tugendgefahr? Willst so was auf's Gewissen nehmen, he?“

Daran hatte der Geizhals freilich nicht gedacht. Zwar dieser Brunnmatterbe — „Schlimmes war da nicht zu befürchten, schlimme Folgen, die man zu bereuen hätte, konnten in keinem Fall daraus entstehen — in keinem Fall!“ meinte er.

Doch seine gewissenhaftere, bessere Hälfte ließ ihm keine Ruhe, er mußte, so hart es ihn auch ankam, bluten, dreißig Rappen hervorklauben, um dafür ein Kännlein Brennöl zu holen. —

Kohler eröffnete seinem Freunde: „Sie besitzen eine so hübsche, weiche Tenorstimme. Deshalb habe ich Sie dafür ausersehen, mit meiner Schwester ein Duett auszuführen, natürlich mit Klavierbegleitung. Es ist ein reizendes kleines Stück, das ich ausgewählt habe, ein wahres musikalisches Bijou, Sie werden sehen. Bloß werden Sie sich zur Einübung desselben zu mir in meine Wohnung bemühen müssen, da ich das Klavier, ein ziemlich empfindlich Instrument, erst am Tage vor der Aufführung in das feuchte Konzertlokal hinüber zu schaffen gedenke“.

Willfährig wie immer sagte Otto zu.

Es war zum ersten Mal, daß er die sehr hübsch und mit städtischem Komfort ausgestattete Lehrerwohnung betrat; zum ersten Mal auch bekam er Fräulein Kohler, die junge Haushälterin zu Gesichte: Eine zarte Erscheinung von blasser Gesichtsfarbe, mit feingeschnittenem Profil und sanft blickenden grauen Augen. All ihre geschäftigen Bewegungen verrieten Leichtigkeit und ungesuchte Eleganz.

Sie empfing den Gast sehr höflich, bot ihm einen Stuhl dar.

Doch Kohler, der bereits am Klaviere saß und spielte, sagte: „Später dann, nach geschehener Uebung! Bitte, Freund, treten Sie heran, hier das Blatt! Luzie kann ihre Partie schon. — Auch die Ihrige ist nicht gerade schwer, bloß heißt es genau aufpassen wegen dem richtigen Einsetzen“.

Ottos Befangenheit wich mehr und mehr. „Das geht ja ganz gut, geht vortrefflich!“ lobte der Lehrer. „Man sieht, daß Sie ein ziemlich gut geschulter Sänger sind —“

„Gewesen bin!“

„Ach, das kommt gleich wieder. Nun weiter!“

Nach etwa einer Stunde hieß es: „So — genug für heute. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden. Nun zu einem Gläschen Wein. Ihr erster freundlicher Besuch muß doch bei einem Gläschen Wein gefeiert werden . . . Außerdem ist heute mein Geburtstag . . . Luzie, für Dich auch ein Glas, es klingt beim Anstoßen weit angenehmer zu Dreien.“

Kohler zeigte sich sehr aufgeräumt. Er berichtete seinem Freunde aus seinem bisherigen Leben und Wirken, Ernstes und Heiteres. Dann kam die Reihe des Erzählens an den jungen Bauernsohn; er entledigte sich dieser Aufgabe in möglichster Kürze, man sah und hörte ihm an, daß er von seiner Vergangenheit nur ungern sprach. Und als der Passus kam von dem frühzeitigen Dahinscheiden seines Bruders, und wie er selbst infolgedessen genötigt wurde, seine Studien abzubrechen für immer, da entfuhr den Lippen des Fräulein Luzie ein bedauerndes, mitleidvolles: „Ach wie hart, wie schade!“

Ein nächstes Mal hatte die junge Dame mitzusingen. Welch eine zwar nicht sehr starke, doch ungemein klangreiche und modulationsfähige Sopranstimme, wie Otto eine ähnliche noch nie vernommen zu haben glaubte. Und der herrliche Ausdruck, die feine Aussprache und Accentuierung! Und als sie sich mit der seinigen vereinte in prächtigem Zweiklange, bald die Melodie führend, bald begleitend, dann neckisch ausweichend und wieder sich sanft anschmiegend — der arme Otto fühlte sich erhoben und in ganz andere überirdische Sphären versetzt, seine eigene Stimme kam ihm vor wie eine wohlklingende, fremde . . .

Mutter Brunnmättlerin sagte zu ihrer Tochter: „Seit unser Bub' ins Schulhaus geht fast jeden Abend, ist er so vergeßlich geworden und manchmal lässig bei der Arbeit, und lugt so träumerisch drein und ordentlich abgemagert — däuchts Dich nicht auch, Walpurg? Und die Annmarei darf sich wohl beklagen, ich muß ihn jedesmal mahnen, hinzugehen. Gut, daß die Sach' bald ein End nimmt, daß das Kunzert oder wie sie dem Ding sagen, endlich abgehalten wird.“

„Ihr müßt ebenfalls kommen, Mutter!“

„Ich, die alte Frau, mich lächerlich machen? Nein, davon schweig mir!“

„Ihr werdet doch auch wohl Euren Sohn spielen sehen und singen hören wollen?“

„Ja, das thät' ich schon gern, allzugern. Aber den Vater allein zu Hause lassen, den alten, kränklichen Mann — was würd' er, was würden die Leute sagen?“

„Otto wird Euch keine Ruhe lassen“.

„Hilft nichts. Ich bleib' zu Haus', nachher kannst Du mir dann darüber berichten —"

Der von den Dorfleuten sehnlichst erwartete Abend brach endlich an. Schon früh füllte sich der geräumige Tanzsaal „zum Hirschen" mit Männlein und Weiblein, jung und alt bis auf das letzte Stehplätzchen. Nächst der Bühne, auf einer ihnen reservierten Lehnbank nahmen mit wichtiger Miene die Gemeindehonoratioren Platz, der dicke Ammann, der baumlange spindeldürre Statthalter, der bucklige Kirchmeier, der bärtige Friedensrichter Kreuzgaßjoggi mit der unvermeidlichen Maserpfeife im Munde.

„Hier darf heute Abend nicht geraucht werden", bemerkte der Saalaufseher so schonungsvoll als möglich.

„Wie, nicht geraucht werden?"

„Nein, 's ist halt wegen der Jungfer, des Lehrers Schwester; sie mags nicht verleiden".*)

„Dann soll sie zu Haus' bleiben".

„Sie muß aber mitsingen".

Höchst widerwillig wurden die Rauchwerkzeuge wieder eingesteckt.

Das Bühnenglöcklein ertönte, der aus buntbedrucktem Kattun verfertigte Vorhang erhob sich, auf dem Podium stand, nach Stimmen geordnet, die Sängerschaar. Zum Vortrage gelangten rasch nacheinander ein vom Gemischten Chor gesungenes hübsches Waldlied, ein Männerquartett und ein Baritonsolo mit Klavierbegleitung . . .

In der Mitte des Zuschauerraumes saß des Rappenhöfers Annmarei. Sie achtete wenig auf den Sang, sie

*) aushalten.

sah nur ihren in vorderster Reihe stehenden Brunnmatt-Otto, verschlang mit ihren Augen dessen vom Bühnenlichte verklärte schlanke, hübsche Gestalt, und in ihrem Herzen dachte sie voller Stolz und Liebesglück: Er hat keinen Gespan*) auf der ganzen weiten Welt, o nein! . . . Auch die von des Krämers Fritz in reinem Hochdeutsch vorgetragene Deklamation ging für ihr Ohr vollständig verloren . . . Der Vorhang senkte sich, erhob sich nach einer Weile wieder. Der Schwank ging über die Bretter.

„Ah, das Thirater!" hörte man sich erwartungsvoll zuraunen. Die Dorfleute mit winziger Ausnahme hatten noch keine Bühnenvorstellung gesehen, sperrten vor Staunen und Bewunderung Auge, Mund und Nase auf. Diese „fidelen Fechtbrüder" mit ihren drolligen, höchst leichtlebigen Weltansichten und witzigen Einfällen, vorab der allzeit durstige Schuster Flodt und der federleichte, quecksilberne Schneider Flick — das Publikum kam aus dem Lachen nicht mehr heraus . . .

Es folgte ein von Lehrer Kohler und seiner Schwester ausgeführtes, ziemlich schwieriges, vierhändiges Klavierstück; ferner ein Mailied für gemischten Chor. Sodann zum Schluß das Duett „Frühlingsahnung".

Otto sang vortrefflich, Fräulein Kohler, seiner Meinung nach, geradezu himmlisch. Er dachte nicht an die zahlreich versammelte Zuhörerschaft, sondern sah und hörte nur die an seiner Seite sich befindliche, jugendliche Sängerin . .

Das Duett hätte wohl seines bedeutenden musikalischen Gehaltes wegen, als hinsichtlich der trefflichen Ausführung

*) nicht seinesgleichen.

sich vor einem ausgewählten Publikum hören lassen dürfen. Die Hellbacher Bauern und Bäuerinnen jedoch hatten dafür kein Verständnis; mehrere derselben, darunter auch der Ammann, waren sanft eingeschlummert und die den Händen des Kreuzgaßjöggi entfallene hölzerne Tabakspfeife schlug auf dem Fußboden polternd auf.

Das Konzert war zu Ende. Die ältern Leute begaben sich unter lebhaften Gesprächen nach Hause, während das jüngere Geschlecht des Beginnes des angekündigten zweiten, gemütlichen Aktes harrte. Rasch wurden die Sitzbänke aus dem Saale geschafft, auf der Bühne richteten sich die Musikanten ein.

Schon längst hatte Annmarei sehnsüchtigen Blickes nach ihrem Geliebten ausgeschaut; nun erschien er und führte sie in den angrenzenden Speisesaal zu einem Glase Wein; und hernach pflichtschuldigst zum Tanzen — für ihn auch diesmal wieder ein schweres Stück Arbeit.

„Otto", keuchte die Holde, zärtlich zu ihm aufblickend, „Du redest so gar nichts — bist etwa höhn?"*)

„O nein, Schatz, wüßte nicht warum!" erwiederte er, mit dem Taschentuche sich die dicken Schweißtropfen von der Stirne trocknend . . .

Des folgenden Tages erzählte ihm seine Mutter: „Unsere Walpurg konnte nicht genug rühmen, wie schön es gestern Abend gewesen sein; desgleichen die Annmarei — denke Dir, vor etwa einer Stund, da Du noch schliefst, war die Annmarei hier, um für ihren Vater, der sich an der täglichen Weißrübenspeis' den Magen erkältet hat und zu haus-

*) böse.

lich ist, um zum Doktor zu gehen, eine handvoll Wermutblätter zu erbitten — auch sie sagte, welch große Freud sie gehabt, wie viel Freud Du ihr gemacht habest".

„So?"

„Du sagst das so lau und gleichgültig — warst Du etwa mit dem Mädchen nicht zufrieden?"

„Ja — doch! . . . Schenk mir noch mehr Schwarzen ein, Mutter!"

Er begab sich in die Scheune hinaus, in die vor dem herrschenden Schneewehen wohlgeschützte Dreschtenne, um dem Knechte beim Fertigen von Garbenbändern behilflich zu sein; er arbeitete nur lässig, man konnte es ihm ansehen, daß er mit dem Kopf nicht dabei war.

Seine Gedanken weilten bei den Ereignissen des vorigen Abends, der verwichenen Nacht.

Er hatte nicht nur mit der Annmarei, sondern auch mit Fräulein Kohler getanzt — ach, mit dieser hätte er in die Ewigkeit hinüber schweben mögen! Die Aufregung hatte ihre Wänglein zart gerötet, dazu das glänzende seelenvolle Auge, die anmutige sylvidenartige Gestalt, ihre vollkommene Tanzkunst; und erst der hohe Genuß, sich mit ihr vertraulich zu unterhalten — das muntere, witzige Plappermäulchen, dann wieder der hohe Ernst und die ungewöhnliche Bildung, so aus ihren Worten sprach, die sittige, vornehme Zurückhaltung, ihr ganzes sinn- und herzberückendes Wesen . . .

Und wenn er sie mit der Annmarei verglich — nein, den Vergleich durfte er nicht anstellen, er hätte allzusehr

zu Ungunsten der einfältigen, dicken Bauerndirne ausfallen müssen.

Er hielt in seiner Arbeit öfters inne, starrte gedankenvoll auf den Boden hin, fuhr mit der Hand nach der Stirne und seufzte tief auf.

Ihm muß schrecklich übel sein — ein gräulicher Kater! dachte der Knecht, ohne jedoch Mitleid zu verspüren. Der braucht nur zu arbeiten, was ihm beliebt, räsonnierte er bei sich; und hat der Magenheilmittel genug in Küche und Keller — die Alte wird ihm schon was Gutes zuhalten —

„Otto!" rief der Bäuerin Stimme von der Hausflur her. „Otto, komm!"

Da haben wirs, dachte der Knecht, gewiß hält sie ihm in der Küche schon was Apartes bereit, während unsereiner — wer denkt doch an unserein! —

Sonntag kam. Wieder war es Mutter Liesebeth, welche ihren Sohn mahnen zu müssen glaubte: „Gehst heut nicht auch ein wenig zu Rappenhöfers hinüber? Die Annmarei harrt gewiß Deiner".

„Ich geh ja, ich geh!"

Weit lieber wäre Otto zu Lehrers gegangen, um mit Freund Kohler zu konversieren und zugleich sich über das Befinden seiner liebenswürdigsten aller Schwestern zu erkundigen.

Er bedauerte sehr, daß das Konzert vorbei und ihm die Gelegenheit benommen war, jene ihm teuer gewordenen Besuche fortzusetzen.

Zu seiner Freude wurde er bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße von Kohler mit den Worten an-

gesprochen: „Erst durch andere mußte ich erfahren, daß Sie im Besitz einer Violine sind und dieselbe trefflich zu spielen verstehen.“

„Ach, das war zu frühern Zeiten der Fall, zu meiner Studienzeit. Nun schlummert das Ding, von welchem Sie sprachen, seit damals ruhig im Kasten. Auch sind meine Finger zu hart und zu steif geworden.“

„Na, was! Die Ausrede hilft Ihnen nichts. Sie werden mich nächstens besuchen und Ihre Geige mitbringen, ich befehle es Ihnen. Wir werden uns in Kammermusik versuchen, ich freue mich ordentlich darauf!“

Sie übten sich in Kammermusik; Fräulein Luzie am Klavier und Kohler spielte die erste, Otto die zweite Violine. Zu ihnen gesellte sich, nach geschehener Einladung, Posthalter Frei, der in seinen jüngern Jahren in fremden Kriegsdiensten und zwar bei der Regimentsmusik gedient hatte und jetzt noch geschickt die Flöte blies. Ei, wie das so hübsch zusammenstimmte und wundersam klang, sowohl zum eigenen Vergnügen der ausführenden Dilettanten selbst, als auch, zum großen Erstaunen der Nachbarn und Nachbarinnen, wenn diese des Kiltabends die fremdartige Musik vernahmen.

Oefters blieb der alte Jungknabe Posthalter seiner Rheumatismen wegen bei diesen Uebungen aus. Auch traf es sich, daß Lehrer Kohler selbst sich abends außer Hause befand, indem er, da der Gemeindeschreiber krank, zu dem Ammann geboten war, um bei ihm Kanzlerdienste zu versehen.

Dann befand sich Otto mit Fräulein Luzie auf ein Stündchen allein. . . .

Was wiederum zur Folge hatte, daß der junge Brunnmatterbe immer wie gleichgültiger, ja mit steigendem Aberwillen an die von seinen Eltern ihm bestimmte Zukünftige dachte und seine Kiltbesuche sich wesentlich abkürzten; daß jede Tagesstunde und bei aller Arbeit seine Gedanken im Lehrerhause weilten und selbst zur Nachtzeit die Träume ihm beständig das süße Bild des zauberischen Mädchens vorgaukelten; daß seine große Zerstreutheit jedermann in seiner Umgebung auffiel, seiner Mutter am allermeisten. „Otto," fragte sie tiefbekümmert, was fehlt Dir? Ist Dir unwohl oder etwa was Unliebsames zugestoßen, das mir nicht zu sagen wagst? So red' doch!"

Gerne hätte er ihr gestanden: Nun denn, so wisse, liebe Mutter, was ich bislang für diese Annmarei gefühlt, das war nicht Liebe, sondern blos höhere Freundschaft und Zuneigung zu nennen. Was lieben heißt — erst jetzt hab' ichs kennen gelernt, das unaussprechliche, wonnige Herzgefühl — diese Luzie —!

Nein, das wagte er nicht zu offenbaren, wenigstens jetzt noch nicht. Wußte er doch, wie angelegentlich seine Eltern eine Verbindung mit dem Rappenhofmädchen wünschten und dieselbe bereits als Thatsache betrachteten. Dem kränkelnden alten Manne durfte er den schweren Verdruß nicht anthun, ebensowenig der ihn so zärtlich liebenden Mutter.

Zuwarten, die Ereignisse abwarten! lautete sein Entschluß. Ich bin ja noch jung an Jahren, und zum Heiraten liegt noch kein Bedürfnis vor, tröstete er sich . . .

Von nun an lebte unser Brunnmatterbe ein zwiefach Leben. Gewissenhaft besorgte er die ihm obliegenden länd-

wirtschaftlichen Arbeiten und unter Zuratezeihung seines invaliden Vaters die vorkommenden Handelsgeschäfte; auch seine regelmäßigen Kiltgänge zu der jungen Nachbarin setzte er seinen Eltern zu liebe fort.

Seine Gedanken jedoch weilten an einem ganz andern Orte, sein Herz verzehrte sich in glühender geheimer Liebesqual . . .

Da, eines Frühjahrsmorgens, als er die frischgemolkene Milch in die Küche trug, teilte ihm die Mutter feuchten Auges mit: „Der Vater — Dein Vater hat eine überaus schlimme Nacht gehabt. Zu dem schrecklichen Gliederschmerz, der ihn seit Monaten ans Bett gefesselt hielt, ist nun auch der kurze Atem gekommen, die enge Brust und das Seitenstechen. Du wirst gleich nach dem Morgenessen den Doktor holen gehen müssen, Otto!“

Der Arzt erschien, und konstatierte gleich eine im Anzuge begriffene ernste Lungenentzündung. Der Kranke nahm die Arzneien nur widerwillig ein, da dieselben, wie er knurrend meinte, doch nichts mehr nützen konnten. Zu seinem Sohne sagte er mit mühsamer und oftmals vom Husten unterbrochener Stimme: „Tritt näher heran, Junge, hab Wichtiges mit Dir zu reden . . . Mit mir gehts zu End' hm, hm! Zuvor aber und damit ich ruhiger sterben kann —“

„Ach, Vater, sprecht nicht so, Ihr könnt ja wieder gesund werden und noch viele Jahre leben.“

„Bah, ich weiß es besser, spür' es wohl, hm, hm! . . . Also möcht' ich die Sach' noch bei meiner Lebzeit ordnen . . . Du, Otto, wirst nach meinem Tod Hof und Haus,

Vieh und Fahrnis übernehmen und der Walpurg — ruft das Mädchen ebenfalls herbei; damit es meinen Willen vernehmen thut . . . Also ihr hört es nun beide. Der Otto übernimmt das Brunnmattgut nebst allem, was dazu gehört in Haus und Scheune. Dafür erhälst Du, Walpurg, eine Ankaufssumme von fünfzehntausend Franken in Geld oder Titeln. Darfst Dich wohl damit zufrieden geben und dereinst auch Dein Toby."

Hierauf, und nachdem er einen schmerzhaften Hustenanfall überwunden hatte, wendete sich der Bauer wieder an seinen Sohn und sagte: „Und Du — Du heiratest dem Rappenhöfer sein Mädchen. Zwar ich und der Alte haben uns darüber bereits geeinigt, hm, hm! Ich will aber, daß Du's auch mit dem Mädchen selbst fest machen thust und zwar so bald als möglich — verstanden?"

Der junge Mann stand wie auf Kohlen; es war ihm im Kopfe so wirr geworden, im Herzen so maßlos unruhig. Wiederholt öffnete er den Mund, um seinem Vater freimütig zu bekennen: Und wenn ich diese Annmarei auch gar nicht lieben kann? Ich liebe ja eine andere, lieb' sie mit aller Glut meines Herzens. . . .

Doch die Furcht, den Schwerkranken in tiefe Betrübnis oder gar in gesundheitsschädlichen Zorn zu versetzen, hielt ihn von dem Geständnisse ab, schnürte ihm die Kehle zu. Und als der Alte grausam drängte: „Nun versprichst mir das?" da stammelte der Sohn in grenzenloser Verwirrung ein tonloses Ja!"

„Gut, nun kann ich getrost sterben," murmelte der Kranke, drehte sich gegen die Wand und schlummerte ein. Walpurg wischte sich eine Wehmutsthräne aus den Augen.

Otto aber schlich sich mit einer Armensündermiene von dannen. Draußen, in der Futtertenne schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirne und knirschte voller Zorn auf sich selbst: „O ich Feigling, ich erbärmlicher Bursch!"

## 6. Kapitel.

„Der soeben schnellen Schrittes beim Haus vorbeigegangen ist — wer wars?" fragte die Rappenhofbäuerin ihre Tochter. Diese eilte ans Fenster und sagte, dem Wanderer nachblickend: „Der Otti, des Brunnmättlers Otti!"

„Jetzt ist er schon lang nicht mehr bei Dir gewesen?"

„Vor vier Wochen", klang es betrübt.

Die Bäuerin suchte zu trösten: „Er ist halt wegen seines Vaters Tod tief im Leid, und da schickt sichs halt nicht, zu den Mädchen zu gehen, wenigstens für ehrsame Burschen nicht. Und er, Dein Otto, ist ein sehr ehrsamer junger Mensch."

„Ja, das ist er," mußte Annmarei beipflichten. „Er hat noch kein schlimmes*) Wort zu mir gesagt, noch sich anfechtig**) benommen, selbst wenn er ein Glas Wein getrunken hatt', nein, nicht des Geringsten, selb muß ich bekennen; während andere Burschen — ich mag nicht davon reden! Ja, ja, er ist bei aller Hübschheit und Gescheitheit ein solch frommer und braver . . . Wohin er bei dieser Abendstund wohl gegangen sein mag?" fragte sie sich. „Vielleicht zum Krämer oder zum Viehdoktor."

*) unzüchtiges.

**) zudringlich, verführerisch.

Sie wusch sich das Gesicht, kämmte sich das widerspenstige, rauhe Flachshaar zurecht und band eine reinliche Schürze um. Hierauf begab sie sich mit dem Strickstrumpf in der Hand vor das Haus, setzte sich, den Blick nach dem Dorfe gerichtet, auf einen an dem Straßenrand liegenden Baumstrunk, und wartete über eine Stunde auf die Rückkehr ihres Geliebten. Ihre Geduld wurde belohnt. Bei anbrechender Dunkelheit kam der Ersehnte langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes daher gegangen. Er erwiederte ihren herzlichen freudigen Gruß mit mattem Lächeln.

„Sollt Dir schier die Hand geben, so lang hab ich Dich nicht mehr gesehen!" Sie reichte ihm wirklich ihre derbe, fleischige Hand und lud ihn ein, sich ein Weilchen an ihre Seite zu setzen.

Während sie über unwichtige und für ihn interesselose Sachen zu ihm schwatzte, hatte er alle Muße, sie zu betrachten. Das Mädchen erschien ihm körperlich noch bedeutend entwickelter und fescher, denn früher. Ihre Arme z. B. — manch ein junger Stadtherr wäre froh gewesen, Schenkel von solcher Armesdicke zu besitzen. In Ottos Augen jedoch gereichten ihr diese Eigenschaften keineswegs zum Vorzuge; unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich auf mit einem andern weiblichen Wesen, eines zwar weit weniger substanziellen, dagegen in geistiger Beziehung auf einer ungleich höhern Warte stehenden . . . Deshalb wohl hörte er den Worten der reichen Bauerntochter nur mit halbem Ohre zu und gab auf ihre Reden oft ganz verkehrte Antworten.

Nachdem der junge Mann sich verabschiedet hatte, und Annmarei wieder ins Haus, in die dunkle Wohnstube zurückkehrte, fragte die Mutter: „Ist er schon gegangen?“

„Ja . . . Er ist gegen mich nicht mehr derselbe, wie früher,“ klagte das Mädchen. „Doch ich merke wohl warum, 's ist wegen unserm Aetti —“

„Wie so?“

„Weil er wegen Tierquälerei — daß er die Gäul aus lauter übertriebener Häuslichkeit elend Hunger leiden lasse — verzeigt worden ist — wegen dem Geschwätz und Gespött der Leut — o wie sollt er nicht auch davon vernommen haben!“

„Was geht aber das, wie wir das Vieh füttern, andere Leut, was diesen, dürren, schnauzigen Landjäger*) an?“

Ohne diese Bemerkung ihrer Mutter zu beachten, fuhr die Bauerntochter in ihren Klagen fort: „Und dann die neuliche leidige Grasgeschicht . . .“

Die „Geschichte“ war folgende: Der Rappenhofbauer hatte „übermäht“, nämlich seiner Gutsnachbarin Hohlgaßliesebeth, die nur diese Wiese besaß, der ganzen Länge nach eine volle Mahde Gras weggekappt.

„O wie muß man sich schämen!“ rief Annmarei schluchzend aus. „Und ich muß ebenfalls darunter leiden, ich das meiste; denn gewiß thut er, der Otti, auch mich verachten!“ jammerte sie.

Da ließ sich von der Nebenstube her, die dem Rappenhofehepaar als Schlafkammer diente, eine laut schnarrende

*) Polizeisoldat.

männliche Stimme vernehmen: „Schweig Du mit Deinem Geheul! Ich bin kein Grasschelm, es war blos ein Versehen, weil ich bei der Dunkelheit den (Grenz-) Pfahl nicht sehen konnt.“

„Aber weshalb zur Nachtzeit mähen gehen?“

„Warum? Darum! Damit dadurch die Arbeit am Morgen abgekürzt wird, jetzt weißt's . . . Nun aber schweig' mir und geh' ins Nest, sag' ich!“

Das Mädchen gehorchte. Doch blieb die Nachtruhe keine ungestörte.

Wie bereits angedeutet worden, zählte der Rappenhöfer infolge seines grenzenlosen Geizes und unlautern Wesens zu den verachtetsten und verspottetsten Persönlichkeiten des ganzen Dorfes. Hiezu gesellten sich die groben Abfertigungen, die er den um seine Tochter sich bewerbenden Bauernsöhnen — der Brunnmatterbe ausgenommen — hatte zuteil werden lassen, und wodurch er sich den Haß der Burschen zugezogen.

In jener Nacht kehrte ein Trupp Dorfburschen von einem in dem nahen Amtsstädtchen stattgehabten Gabenkegelt zurück. Sie hatten den abkürzenden Weg über das sogenannte Ziegelfeld eingeschlagen und befanden sich infolge des genossenen Weines in unternehmender Stimmung. Beim Rappenhofhause angekommen, machten sie Halt und traten zu einer leise geführten Beratung zusammen. Sie wollten dem „Filz“ einen recht gründlichen Aerger bereiten; zuerst dachten sie an eine „höllische“ Katzenmusik. Doch besannen sie sich anders. Es war ihnen nicht unbekannt, daß der Rappenhöfer seinen mit hochgradigem

Blödsinn behafteten jüngern Sohn, statt denselben in einer Bewahr- und Versorgungsanstalt unterzubringen, in einem zu ebener Erde sich befindlichen kellerartigen Gelasse eingesperrt hielt, aus lauter Geiz, um weitere Unkosten zu ersparen. „Laßt uns den Stümmel befreien!“ lautete der Beschluß. „Laßt uns sehen, welche Narrheiten er verüben wird!“ — Bald war unter Beobachtung möglichster Geräuschlosigkeit der das Gefängnisfenster verrammelnde Bretterverschluß entfernt, desgleichen mittelst eines mächtigen Hebebaumes das Fenstergitter ausgehoben, worauf die Burschen die Arbeit ruhen ließen und sich in ein dunkles Versteck zurückzogen, um die fernern Ereignisse abzuwarten . . . . Nach einem Weilchen erschien in der Fensteröffnung ein dicker, struppiger Menschenkopf, der scheu und vorsichtig in die helle Mondscheinnacht herausspähte. Ein seltsames Grunzen erfolgte, ein Schwung auf die Fensterbrüstung, ein seltsames freudiges Grunzen, sodann ein schwerfälliger Sprung auf den Boden herunter. Der Gefangene fühlte sich in Freiheit, befand sich im Freien — ein Freudenlaut, wie ihn etwa ein seinem Zwinger entsprungenes wildes Tier ausstoßen würde, verbunden mit einem plumpen Freudensprunge. Hierauf rannte der Tolle, so schnell es seine steif gewordenen Beine gestatteten, in den nahen Baumgarten hinüber, riß einen Baumpfahl aus, eilte damit auf das in tiefem Schlummer liegende Wohnhaus zu, schlug mit wuchtigen, dröhnenden Schlägen auf die Hausthüre ein, zertrümmerte die Fensterscheiben und heulte dazu gleich einem kampfwütenden Huronen.

„Räuber! Mörder!“ hörte man vom Hausinnern her die entsetzte Stimme des aus seinem Schlafe erwachten

Rappenhofbauern ausrufen. „Helfio!“ schrieen seine zu Tode erschrockenen Weibsleute aus vollem Halse.

Baschi war der Erste, so in dem draußen Tobenden seinen irrsinnigen Bruder erkannte. Immerhin dauerte es geraume Weile und kostete nicht geringe Mühe, bis letzterer beruhigt und wieder in sicheren Gewahrsam — für einstweilen in den leeren Schafstall — gebracht worden . . .

Es war ein roher „Spaß“, den die Burschen da verübt hatten und der leicht ernsthafte Folgen hätte nach sich ziehen können. Gleichwohl wurde im Dorfe viel darüber gelacht; wenige, die dem Rappenhöfer den ihm zugefügten Schabernack nicht von Herzen gönnen mochten.

Annmarei aber jammerte: „Ach, nun wird er von mir erst recht nichts mehr wissen wollen!“

Ihre Befürchtung erwies sich als eine unbegründete. Otto setzte seine Besuche fort; seine Mutter ließ ihm keine Ruhe. „Daß der Alte ein wenig mißbeliebt ist — das Mädchen kann ja nichts dafür“, meinte sie. Es selbst ist brav, grundbrav und fromm. Und bedenke, wie reich es mal werden wird!“ lautete der immer wiederkehrende Refrain.

Auch blieb letzteres Argument bei dem gereiften Verstande ihres Sohnes nicht ohne Wirkung. Denn das amtliche Inventar über die Verlassenschaft des seligen Brunnmattchristen hatte soeben erzeigt, daß auf dem Bauerngute ziemlich bedeutende Schulden hafteten, die dereinst, wann die Walpurg ausgesteuert werden mußte, sich noch ansehnlich vergrößern würden.

Dies waren die Argumente, die Otto sich auf seinen Kiltgängen in das Rappenhofhaus stets ins Gedächtnis rief, ja, um seinen Mut aufrecht zu halten, sich immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen mußte.

Und die heimliche, glühende Liebe zu der Andern? Die suchte er mit aller Anstrengung aus seinem Herzen auszulöschen. Sie könnte ja doch zu nichts führen, da gegen eine solche Verbindung die gesamte bäuerische Anschauungsweise, die Stimmen sämtlicher Zopfbürger, besonders aber die maßgebende meiner guten einfältigen Mutter, sich aussprechen würden, sagte er sich. Und sie, die von meinem Herzen Angebetete selbst — bin ich denn sicher, bei einer allfälligen Erklärung Gegenliebe zu finden? fragte er sich: So gewiß ist das durchaus nicht, dachte er in seiner Bescheidenheit und Zaghaftigkeit. Vielleicht besitzt sie schon einen Verehrer aus gebildeten städtischen Kreisen — wie sollte sie nicht, bei diesem ihrem großen Liebreiz und all den herrlichen Tugenden — den sie an einen obskuren Dorfburschen keineswegs vertauschen möchte. Drum — schweig' still, mein Herz, lerne den süßen Liebestraum vergessen!

In diesem Bestreben kam ihm der Umstand zu Hilfe, daß während der schönen Jahreszeit, in Berücksichtigung der anstrengenden Feldarbeiten die Gesangstunden, sowie die musikalischen Unterhaltungen ausgesetzt wurden und damit sein persönlicher Verkehr mit dem Geschwisterpaare im Lehrerhause eine längere Unterbrechung erlitten hatte.

Voller Resignation nahm er seine Kiltgänge zu dem dicken Rappenhofmädchen wieder auf und fand jedesmal

einen höchst freundlichen Empfang. Bei seinem Erscheinen verlor selbst die Miene des alten Geizhalses etwas von ihrer Ledernheit und Düsternheit; auch versäumte derselbe es nicht, seinen künftigen Schwiegersohn über die erforderlichen Kenntnisse, Vorsichten und Kniffe des Pferde- und Viehhandels des eingehendsten zu unterrichten. Freilich ließ des Schülers Aufmerksamkeit vieles zu wünschen übrig; gar oft befanden sich seine Gedanken ganz anderswo, und entstiegen seiner Brust ganz unwillkürliche heimliche Seufzer.

Annmareis Herz aber schwamm in Glück und Wonne.

Da ereignete sich etwas — etwas ganz Unerwartetes und Verhängnisvolles . . .

Der junge Brunnmatterbe war nach der etwa vier Stunden entfernten Hauptstadt gereist, teils wegen Verzinsung von Kapitalschulden, teils um sich an die Stelle eines abgetragenen und zu enge gewordenen Sonntagsanzuges mit einem hübsch neuen zu versehen. Alles, die Straßen, öffentlichen Gebäude, Wirtshaus- und Ladenschilde heimelten ihn so seltsam an, weckten in seiner Brust alte wehmütige Gefühle. Schließlich stieß er noch auf einen ehemaligen werten Studiengenossen, der soeben das Geometerexamen überstanden hatte; diese Begegnung mußte doch notwendig bei einem Glase Bier, mit einem solennen „Ganzen“ gefeiert werden.

Zu Fuß hatte Otto die Reise angetreten, per Post kehrte er, da es ein wenig spät geworden, in seinen heimatlichen Gau zurück.

Und in dem Postomnibus saß, nebst zwei schlummernden fremden Fahrgästen, sie, Luzie Kohler, in elegantem

Reiseanzug, in welchem ihre schlanke zierliche Gestalt noch weit mehr, als dies bei dem schlichten Hauskleide der Fall gewesen, zur Erscheinung gelangte . . . Sie erwiderte Ottos Gruß mit großer Herzlichkeit und sprach über das unverhoffte Zusammentreffen — nachdem man sich seit langem nicht mehr gesehen hatte — ebenfalls ihre Freude aus.

„Sie wissen doch“, sagte sie, „daß mein Bruder vor etlichen Tagen nach dem Bündnerland verreist ist?“

„Ah, so? Ist mir wirklich ganz neu!“

„Er hatte schon seit langem gefühlt, daß sein Brustleiden trotz Landluft sich doch wieder zu regen begann, und da beschloß er, die Ernteferienzeit zu einer stärkenden Bergkur zu benützen“.

„Da that er gewiß wohl daran“.

„Und ich selbst benützte seine Abwesenheit, um meiner in der Stadt wohnenden lieben Tante einen längst versprochenen, mehrtägigen Besuch abzustatten. Nun litt es mich aber nicht länger in der Ferne, eine Sehnsucht ergriff mich nach unserm stillen ländlichen Heim zurück. Auch mußte ich doch schauen, ob Mizzi und der Kanari und das junge Kaninchenpaar, die ich der Obhut meiner Nachbarin Lismergrit anvertraut, auch richtig besorgt würden. Und meine Blumenstöcke und Gemüsebeete — Sie werden begreifen!“

Sie schwatzte so gemütlich und ohne jede Ziererei, gleichwohl ließ jedes ihrer Worte das gebildete und überaus geistreiche Mädchen erkennen. Dazu der melodische Wohlklang ihrer Stimme, ihre reizende Erscheinung, das ganze

bezaubernde Wesen — Ottos armes Herz geriet neuerdings in heftigen Aufruhr, welchen zu dämpfen oder zurückzuhalten ihn die größte Anstrengung kostete.

Da Hellbach abseits von der Poststraße lag, mußte in dem nahen Gehristorf Aussteig genommen und der Rest des Weges zu Fuß zurückgelegt werden. Obwohl mit einem ziemlich großen Tuchpacke beladen, bemächtigte sich Otto trotz allen Protestierens auch noch des Handköfferchens seiner jungen Reisegefährtin und begleitete diese, da es inzwischen dunkler Abend geworden, auf galante Weise nach Hause.

„Ach, wie lieb von Ihnen!“ sprach Fräulein Kohler in verbindlichem Tone. „Gerne würde ich Sie ins Haus, zu einer kleinen Erfrischung einladen. Doch ist es hiefür wohl zu spät. Sie kommen ein andermal, recht bald, nicht wahr? Ich werde Ihnen alsdann den Brief meines Bruders zu lesen geben, es steht auch für Sie 'was sehr freundliches darin“.

„Wenn Sie's erlauben — mit tausend Freuden!“ erklärte Otto bezaubert.

Er säumte nicht, von der freundlichen Einladung ehestens Gebrauch zu machen.

Seine abendlichen Besuche bei der jungen reizenden Haushälterin wiederholten sich in kurzen Zeiträumen; auch blieb der junge Mann immer länger in dem im lauschigen Baumgarten versteckten Schulmeisterhäuschen. Und jedesmal beschrieb er, um von den Rappenhofleuten nicht etwa gesehen zu werden, den weiten Umweg über die „Schilthöhe“, um das ganze Dorf herum.

Und eines Spätnachts, als er wiederum den Heimweg antrat, elastischen Schrittes über das schlummernde Brachfeld und den taufrischen Wiesenplan hin, hätte er, um den sein Herz erfüllenden seligen Gefühlen Luft zu machen, hell aufjauchzen und laut ausrufen mögen: Sie hat meinen verwegenen Kuß geduldet — sie liebt mich! Hört ihrs, ihr Wiesen und Wälder und du, silberner Mond und ihr ewigen Sterne: Ich werde von dem liebenswürdigsten aller weiblichen Wesen wiedergeliebt, das bewies mir der warme Händedruck, der Blick ihrer süßen himmlischen Augen! Bin ich nicht der Glücklichste aller Sterblichen, den die Götter beneiden mögen? Da plötzlich glitt sein Fuß aus, und er sank bis an die Knie in einen zur Bewässerung dienenden Wiesengraben. Diese Abkühlung bewirkte, daß sein in glückliche, himmlische Sphären entrückter Geist wieder zur nüchternen Erde zurückkehrte. Er begann sich zu orientieren und den richtigen nächsten Weg nach dem Brunnmattgute einzuschlagen. Und als der treue alte Haushund ihm mit freudigem Gebelle entgegengesprungen — Otto konnte sich kaum enthalten, das unvernünftige Tier stürmisch zu umhalsen und mit seinem Glücke bekannt zu machen: „Denke dir, Bäri, sie liebt mich, ich werde von ihr wiedergeliebt!“

Er setzte seine geheimen abendlichen Wanderungen nach dem Lehrerhäuschen eifrig fort. Die Beziehungen der beiden jungen Leutchen gestalteten sich, dank des traulichen Alleinseins, immer wie intimer und zärtlicher.

Otto versah Luziens Singvögelchen mit Hanfsamen, ihre Kaninchen mit am Wege gepflückten frischen Haselblättern. Ihr, der Herzgeliebten selbst, überbrachte er zu ihrem Ge-

burtstagsfeste, nebst einigen Flaschen Edelwein, ein güldenes Ringlein, steckte ihr dasselbe an das schlanke zierliche Fingerchen . . . Ach, die Freude und das innige Dankgefühl! Jenes Abends hörten die beiden Glücklichen keine Stunde schlagen . . .

Während dieser Zeit suchte Otto jegliche Begegnung mit Annmarei des sorgfältigsten zu vermeiden. Ja, er wagte nicht einmal mehr, herzhaft nach dem Rappenhofhause hinüber zu blicken — das böse Gewissen, das schlechte Gewissen!

Jeden Morgen fürchtete er, von seiner Mutter ernsthaft zur Rede gestellt zu werden: Du vernachlässigst ja deine Annmarei auf unverantwortliche Weise — was soll das bedeuten? Daß das bislang unterblieben, konnte er sich nur aus dem Umstande erklären, daß sie, die betagte Frau, seit einiger Zeit an einem kranken Fuße litt und daher mit den Nachbarsleuten außer persönlicher Berührung stand.

Mitunter kam ihm auch das seinem sterbenden Vater geleistete Versprechen in Sinn; dabei empfand er jedesmal ein starkes seelisches Unbehagen.

Bah! suchte eine Stimme in seinem Innern ihn zu beruhigen. Ein unter solchen Umständen gegebenes, grausam abgenötigtes Versprechen kann ein giltiges, verbindliches nicht genannt werden, unmöglich, bah!

Eine andere Stimme jedoch sprach sonder Erbarmen: Es war aber doch ein Versprechen. Du hättest besser gethan, es nicht zu geben . . . Dann fiel der sehr gewissenhaft angelegte junge Mann in tiefes, nachdenkliches

Brüten. Aus dieser Kopfhängerei vermochte ihn blos der oftmals wiederholte Gedanke zu erlösen: Wenn es meinem sel. Vater vergönnt wäre, aus himmlischer Höhe auf diese kleinliche Erde herabzublicken, gewiß würde sein geläuterter Geist mir eine solche blos vom Mammon diktierte Heirat nicht mehr anbefehlen. Und welcher gebildete, vernünftige Mensch würde, wenn ihm die Wahl zustände, vor dieser einfältigen, bäuerisch-derben Annmarei für einen Herzensbund nicht der unvergleichlichen Luzie den Vorzug geben müssen?

Aus diesen Träumereien wurde der junge Brunnmättler eines Abends, als er vom Viehmarkte zurückkehrte, geweckt durch die ängstliche Mitteilung seiner Schwester: „Denke Dir, die Mutter —"

„Nun, was ist geschehen?"

„Hat ein arg geschwollen Bein bekommen, klagt über große Hitze und arge Schmerzen."

Zugleich meldete der Knecht: „Die Schwarzkuh ist dem Kalbelen nah', ganz nah'."

Der Rappenhofbauer würde sich gesagt haben: Die erste Sorge gilt dem lieben abträglichen Vieh . . . Unser Brunnmattotto jedoch ließ sogleich den „Kohli" einspannen und fuhr eiligst den Doktor herbeiholen zu seiner lieben kranken Mutter. Dem Knecht hinterließ er den Befehl: „Wenn Du Dich bei der Kuh nicht allein getraust — hol' Leute herbei, den hierin erfahrenen Staffeljörg!"

Als sie raschen Trappes bei dem Rappenhofhause vorbeifuhren, ließ der vielbeschäftigte Landarzt die Bemer-

kung fallen: „Hernach muß ich auch hier einen Besuch machen.“

„So? Wer ist denn krank?“ fragte Otto?

„Der Bauer selbst. Hat einen völlig ruinierten Magen, leidet an Entkräftung und Blutarmut; alles infolge elender Ernährung. Zudem hat sich seine Tochter eine arge Fußverletzung zugezogen — mit einer Sense oder so 'was.“

„Wann geschah dies?“

„Schon vor Wochen ... Und durfte sich nicht schonen, weil der Alte scheints nicht hat dulden wollen, daß ein Hilfsmädchen eingestellt werde. Muß schrecklich geizig sein, dieser Rappenhofbauer — wie?“

„Man sagt so, ja!“ erwiderte Otto zurückhaltend. Bei sich dachte er: Darum ist also die Annmarei seit langem nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Er konnte sich eines Mitleidsgefühls für das gutmütige, arme reiche Mädchen nicht erwehren.

Doch hatten seine Gedanken sich gleich wieder mit seiner lieben Mutter des ernsthaftesten zu beschäftigen. Ihr Gesundheitszustand gestaltete sich rasch zu einem sehr besorgniserregenden.

„Rotlauf“, erkannte der Doktor, „Rotlauf von schlimmer Art!“

Die Kranke stöhnte: „Ich hab' es schon längst gefühlt, wie sehr meine Kräfte abnahmen, fast von Tag zu Tag, und daß es mit mir nicht war, wie es sein sollte .... Drum hab' ich gehofft — hatt' es bei mir ausgemacht, daß zugleich mit der Walpurg auch Du, Otto, Hochzeit halten solltest — noch diesen Spätsommer, so bald mög-

lich . . . Damit eine junge, werkhafte Frau ins Haus komme — die Annmarei . . . . Ach, ich freute mich so sehr darauf. Und nun werd' ich's nicht mehr erleben können."

„Bitte, red' nicht so, Mutter! Es kann sich ja alles wieder zum Guten wenden, du darfst die Hoffnung nicht aufgeben, Mutter!"

„O ich weiß es besser, spür' es wohl!" —

Die von dem Arzte befürchtete Blutvergiftung trat ein. Die Kranke fieberte heftig und begann zu delirieren. Kaum daß ihr vergönnt wurde, in einem einigermaßen leichten Momente noch die hl. Wegzehrung zu empfangen.

Wenige Tage später trug man unter zahlreichem Trauergeleite die Witwe Brunnmattbäuerin zu Grabe.

Des Abends zuvor war Lehrer Kohler von seiner Bergkur nach Hause zurückgekehrt. Er kam just recht, um als Kantor der Mutter seines Freundes das Requiem zu singen.

Von ihrer Mitbürgerschaft erhielt die Verblichene das beinahe einstimmige Zeugnis ausgestellt: „Eine stille, brave und friedliebende Frau, wie es deren wenige giebt. Und besonders gut gegen die Armen . . . Altershalber hätte sie noch mehrere Jahre leben können, und das wär' ihr auch wohl zu gönnen gewesen."

Am unzufriedensten über den unerwarteten Todesfall äußerte sich der Neuhof-Toby: „Seit Haldutzend Jahren frei' ich um die Walpurg", brummte er, „und ließ mich immer geduldig hinaustagen. Diesen Herbst nun sollte endlich die Hochzeit sein, ich hatte das Versprechen. Und

nun — nun ists wieder vorbei für lange Monate. Und niemand mehr zu Haus', um mir den Haushalt zu führen, als die stocktaube, alte, Magd, die — ich mag nicht davon reden!" rief er maßleidig aus.

„Und ich?" fragte Otto, eine dicke Trauerthräne sich aus den Augen wischend. „Was soll ich anfangen?" sagte er trostlos.

„Just was ich!", erwiederte rasch sein zukünftiger, bereits dem Schwabenalter sich nähernder Schwager. „Das End' der Trauerzeit abwarten und dann Deine Annmarei heimführen — ist ja ganz selbstverständlich!" Er bemerkte die unruhige Bewegung nicht, die der neben ihm auf der Ofenbank sitzende Jungknabe bei der Nennung der Rappenhoftochter ausführte. Mit einem mürrischen Gutenachtgruße begab er sich zu Walpurg in die Küche hinaus.

Otto befand sich mit seinen Gedanken und Gefühlen allein. Diese weilten mit Schmerz und Wehmut bei seiner unvergeßlichen teuern Mutter, schweiften allmählich ab nach dem Lehrerhäuschen zu der jungen, reizenden Haushälterin. Auch sie wird die Nachricht von dem mich betroffenen Todesfall mit Staunen vernommen haben und tiefes Beileid empfinden — wie sollte sie nicht, das liebe, gute Herz! sagte er sich. Und ihr liebenswürdiger Bruder — unter andern Umständen würd' ich nicht säumen, ihm einen Besuch abzustatten. So aber — nein, das würde sich für mich nicht schicken, leider nicht! seufzte er.

Es wurde sachte an die Stubenthür geklopft. Otto in seinen Träumereien überhörte es. Die Thür öffnete sich langsam, ein barfüßiger Bube trat ein, in der einen

Hand ein mächtiges Stück Schwarzbrot, in der andern, nicht sehr reinlichen, ein briefähnliches Papier.

„Für Dich!" sagte der Knabe und entfernte sich.

Das Brieflein bestand aus einem — augenscheinlich einem alten Schülerhefte entnommenen — linierten Blatt Papier und war mit Backhefe notdürftig zusammengeklebt.

Der Brunnmatterbe las bei dem Dämmerlichte nicht ohne Mühe:

Liber Otto.

Es dat mir Sehr leid das ich bei der gräbnis deiner Liben Muther nich Hab deil nemen gechonnt. Wegen mein Kranker fus. Und die lange Weil. Ach libster Otto du Kanst nich glauben wie schrechlich ich Lange zeit hab nach dir. Dass du nicht mehr komst zu mir. wenn du meine drähnen sehen Könnsch. Ach liber Otto was hab ich dir denn Zu leit gedan. Oder wer dich Gegen mich Auf gewissen hat das müsen schlächt Verlogen leuth sein wo So etwas tun chönnen. Kom doch oder schich mir Doch nur ein Grus dass ich weis dass du nich höhn bist

deine dich dreu Libende
Ana M. Graber.

Zu andern Zeiten und unter andern Umständen würde der Empfänger des Billets über die Orthographie desselben sich eines ergötzlichen Lächelns kaum haben erwehren können. So aber behielt er seinen tiefen Ernst bei und seufzte, gesenkten Hauptes die Stube auf- und abschreitend, mitleidsvoll vor sich hin: „Arme Annmarei, armes Herz, es thut mir leid um Dich; doch ich kann nicht, kann nicht, seit ich Jene gesehen!"

Freilich erlitt dieser Entschluß in der Folge mehrfache, ernstliche Anfechtung und Erschütterung.

Schon an der mit einer abermaligen festlichen Mahlzeit verbundenen kirchlichen Gedächtnisfeier für die selige Brunnmattbäuerin redeten die nahen Anverwandten des lebhaftesten auf Otto ein: „Nun wirst Du als Jungbauer Dir eine tüchtige Hausfrau nehmen müssen, so bald als möglich! Wie wir vernommen, wird Dir das keine Müh' kosten, brauchst blos die paar Schritte weit zu gehen und die Hand auszustrecken, um die reichste Erbin von ganz Hellbach heimzuführen!"

Ja, Onkel Bühlhannes, der sich nebst den übrigen Gästen bereits verabschiedet hatte, kehrte sogar nochmals zurück und mahnte eindringlich: „Sei gescheidt, Junge, laß Dir das schaffige, reiche Mädchen nicht etwa leichtfertig vor der Nas' wegschnappen. Es sind der Burschen genug — und zwar fürnehmste Bauern- und Müllerssöhne — so nur darauf passen, daß die Annmarei des langen Wartens und Zweifelns überdrüssig geworden, um ihr ihre Anträg' zu machen — ich weiß es, könnt' sie Dir bei Namen nennen! Drum — denk' an Deine Zukunft, an Dein Glück, Junge, und greif' zu, eh 's zu spät ist!"

Desgleichen Schwester Walpurg: „Du weißt, Otti, daß ich in zwei, drei Monaten, sobald die Ernt' völlig drinn' ist, heiraten werde, mein Toby will halt nicht länger warten. Und die Annmarei harrt deinerseits nur auf das Wort, den Wink — sie selbst, daß Du es weißt, hat mir's verraten. . . . Der Alte kränkelt, pfeift, wie die Leute sagen, aus dem letzten Loch. Und wenn er stirbt, dann müßt'

die Hochzeit, der Trauer wegen, auf fernere längere Zeit hinausgeschoben werden. Und was inzwischen alles geschehen könnt' — Mädchen sind oft gar willwänkischen Sinnes. Es könnte Dich arg gereuen."

„Ich werde mir's überlegen. . . ."

„Wie sagst Du, erst noch überlegen, ob Du die Annmarei, deren Geld wie werkhaften Händ' Du gleich sehr nötig hast, nehmen willst? Bist auch noch bei Trost? Fast möcht ich daran verzweifeln!"

So ernst und eifrig hatte seine sonst so schweigsame Schwester noch nie zu ihm gesprochen. Und als sie sich entfernt hatte, blieb er noch geraume Weile sinnend stehen und seufzte tief in sich hinein: Ihr Himmlischen dort droben, ich flehe zu euch, sendet mir guten Rat. Noch bindet mich kein eigentliches Versprechen, noch steht mir die Wahl frei: Hier das dicke, einfältige Bauernmädchen, das mich mit seinem Gelde zum sorgenfreien, unabhängigen Großbauer machen kann; dort die andere, vermögenslose, doch mit allem körperlichen Liebreiz und herrlichen Geistesgaben Ausgerüstete — welche nun von diesen beiden soll ich mir eignen?

Doch schon hatte das Schicksal die Entscheidung getroffen . . . .

Otto erhielt per Post ein Billet. Die Adresse verriet ihm gleich die leichte, zierliche Frauenhand. Der Inhalt aber lautete in auffallender Kürze: „Bester Freund, bitte, komme! Ich habe Dir ein höchst wichtiges Geheimnis mitzuteilen. . . .

Deine Luzie Kohler."

Er vermochte den Anbruch des Abends kaum erwarten. In seiner großen Gemütsaufregung that er alles verkehrt, setzte sich zum Erstaunen seines Knechtes, mit dem Melkeimer unter eine trockene Galtkuh, schüttete den Hafer, statt den Gäulen, dem Ochsenpaar in die Krippe.

Als Walpurg ihren Bruder sich sonntäglich umkleiden sah, dachte sie voller Freude und Genugthuung: Ah, meine Worte haben gewirkt, nun geht er, geht zu des Rappenhöfers hinüber, machts mit der Annmarei fest. Nach wenigen Wochen in unserem Haus' eine Doppelhochzeit!

Sie täuschte sich. Otto lenkte seine Schritte wieder einmal auf Umwegen nach dem im Dunkel schlummernden Baumgarten stehenden Lehrerhäuschen hin.

Wie verwirrt und angegriffen schön Luzie aussah!

Sie führte ihn an der Hand und ohne ein Wort zu sprechen in ihr Schlafzimmer; und was sie ihm hier mit verschämten Erröten und unter Schluchzen und Thränen zur Kenntnis brachte, erfüllte des Jünglings Herz abwechselnd mit Schreck und Wonne, mit Glück und Niedergeschlagenheit. . . .

Der Würfel war gefallen. Nun blieb ihm keine Wahl mehr übrig . . . Doch statt sich darüber zu betrüben, faßte er den Umstand als eine frohe Erlösung aus mannigfachen quälenden Zweifeln und Bedenken auf. Ja, eine plötzliche, unbändige Freude kam über ihn, er preßte die Geliebte stürmisch an seine Brust und frohlockte: „Ach, Luzie, wie glücklich werden wir sein!“

Als des folgenden Sonntags schon die Hochzeit von der Kanzel herab verkündet wurde, da war es mit der

Andacht des Großteiles der frommen Versammlung auf einmal vorbei.

Und erst die Glossen und spöttischen Bemerkungen, die an das überraschende Ereignis geknüpft wurden, auf dem Heimweg von der Kirche, in den Häusern und Hütten — gut, daß Otto seitab wohnte und all' diese Reden nicht vernehmen konnte. Hatte er doch schon schwer genug zu verdauen an den zornigen Vorwürfen, mit welchen Walpurg und ihr Verlobter ihn überhäuften nnd die er stillschweigend entgegen nehmen mußte.

Annmarei aber weinte sich die Aeuglein rot . . .

Den Umständen gemäß und mit Luziens Einverständnis wurde die Hochzeit ganz im Stillen gefeiert: In aller Morgenfrühe Fahrt nach der Hauptstadt, Trauung in der Kapuzinerkirche. Als einziger Gast, — da Walpurg die Einladung trotzig abgelehnt hatte — wohnte derselben Lehrer Kohler bei. Nach dem zweiten Frühstücke wurde sogleich die Hochzeitsreise angetreten. Ach, wer fühte sich seliger als Otto an Seite seiner anbetungswürdigen, süßen Braut!

Als die Neuvermählten nach einigen Tagen nach dem Brunnmatthause zurückkehrten, fanden sie Walpurg ausgeflogen, ausgezogen. Die erboste, stolze Bauerntochter wollte mit ihrer „zückernen" Schwägerin nicht eine Nacht unter demselben Dache wohnen.

Otto sagte: „Weine nicht, mein Schatz, mit der Zeit versöhnt sich alles wieder, gewiß! Und wenn nur wir uns gut sind — was haben wir andern, was der ganzen Welt nachzufragen?"

## 7. Kapitel.

Zu dem Brunnmattgute hatte zu frühern Zeiten auch noch eine, von jenem etwa tausend Schritte entfernte, am Fuße des das Thal nach Norden abgrenzenden Berges stehende Viehhütte gehört. Dieselbe war, nachdem der Brunnmattchristen sich mit einer neuen geräumigen Scheuer versehen hatte, von dem „Küblerfriedel" käuflich erworben und zu Wohnungszwecken hergerichtet worden. Eine höchst primitive Heimstätte zwar und kaum groß genug, um die zahlreiche Familie — nebst dem Elternpaare noch eine große Schar Buben und Mädchen — sowie die beiden Ziegen und all den mitgebrachten Kram in seinen Räumen anständig zu bergen. Doch war es immerhin ein eigenes Heim und dem traurigen Geschobenwerden aus einer Mietswohnung in die andere weit vorzuziehen. Das mußte der Friedel in seinem Herzen vollauf fühlen, denn bevor er an dem Einzugsabend die Hausthüre schloß, stieß er einen solch hohen, kräftigen Freudenjauchzer aus, daß es weithin zu hören war drunten im Thal.

Der Küblerfriedel trieb sein Handwerk mit großem Fleiße; vom ersten Sonnenstrahle bis in den tiefen Abend hinein konnte man sein eifriges Hämmern vernehmen und dazu auch sein munteres Singen oder Pfeifen.

In den sogenannten Werken ging Friedel, zum Entgelt für die ihm geleisteten Holz- und andern Fuhren, auf die Brunnmatt arbeiten, Jahr für Jahr, und war von den dortigen Taglöhnern, sowohl seines Fleißes als insbesondere seines allezeit glücklichen Humors wegen der wohlgelittenste von allen. Stets hatte er ein Spaßwort oder eine drollige

Antwort, über die jedermann lachen mußte, bei der Hand, ja bis in sein vorgerücktes Alter noch ein fröhliches Liedchen.

Zu der Zeit jedoch, da der Brunnmattchristen starb, war auch der Küblerfriedel fast auf einmal ein altes mürbes Männchen geworden und daher froh, seinen zweitältesten Sohn — der älteste befand sich als Küfergeselle in der Fremde — zu des Brunnmättlers in die Werke schicken zu können. Dieser, Hansi genannt, hatte von seinem Vater sämtliche guten Eigenschaften geerbt, dazu noch von seiner Mutter ein sehr aufrichtiges Gemüt und die große Verschwiegenheit. Darum war er, mit Otto in demselben Alter stehend, der intime Freund des jungen Bauernsohnes geworden, der einzige, den dieser im ganzen Dorfe besaß.

Hansi war der einzige Mensch, den unser Otto in Sachen seiner geheimen Liebschaft mit Luzie Kohler ins Vertrauen gesetzt und von demselben die lebhafte, aufmunternde Antwort erhalten hatte: „Guck, ich bin nur ein armer Taglöhnersbub; doch wenn ich die Wahl hätt' zwischen der dummen, reichen Bauerntochter und diesem gescheidten und sakrisch hübschen Mädchen im Lehrerhäuschen — o ich würd' mich gleich besonnen haben! Beim Heiraten geht, so weit ich's verstehen thu', ein gefreut Weibchen halt doch über alles, weit über Geld und Gut. Besonders so einer wie Du bist, der studiert hat und daher mehr weiß, als wir andern einfältigen Bauernbuben. Drum hör' nicht etwa auf die Leut' was die Dir raten, hör' auf Dein eigen Herz. . . ."

Hansi war es auch, der von dem von seiner Hochzeitsreise zurückkehrenden jungen Brunnmattbauer mit einem

anſehnlichen Geſchenke, beſtehend in einer neumodiſchen, ſilberbeſchlagenen Tabakspfeife, erfreut und hernach von jenem über eine wichtige häusliche Frage zu Rate gezogen wurde: „Da nun die Walpurg ſich von mir auf ſo auffällige Weiſe zurückgezogen hat, was ſoll ich nun anfangen?

„Ei, du dingſt Dir dafür eine werkhafte Dienſtmagd“, lautete die raſche Antwort.

„Ja, wenn ich nur ſchon eine hätte, eine wüßte!“

„Was ſagſt Du zu unſerer Vroni?“*)

„Die wäre mir allerdings ſehr anſtändig.“

„Hat bereits ein Jahr als Werkmädchen gedient und zwar bei der Altammännin, und die iſt bekanntlich eine ſtrenge Lehrmeiſterin.“

„Gut. Rede Du darüber mit Deiner Schweſter und ſchick mir ſie her. Es ſoll ihr und Euer Familie Schaden nicht ſein. Schick ſie mir, wenn möglich, morgens ſchon her, denn mein liebes Frauchen fühlt ſich ſo angegriffen.“

Das ebenſo treue, als kräftige und arbeitſame Mädchen gewann ſehr raſch das Vertrauen und die Zuneigung ſeiner neuen Dienſtherrſchaft.

Den Sonntagnachmittag hatte Vroni frei. Sie benutzte die Mußeſtunden, um zu ihren lieben Eltern zu Beſuch zu gehen.

Sie berichtete ihrer Mutter: „Meine junge Meiſterin iſt eine ſolch' herzgute; giebt mir nie ein böſes Wort, thut mir ſogar bei jeder Dienſtleiſtung höflich danken — käme ſo was einer Bäuerin je in Sinn, ich frage? Und will in jedem wichtigen Haushaltungsding meine Meinung wiſſen.

*) Veronika.

Denn vom Bauernwesen versteht sie halt so gut wie nichts, muß alles erst lernen.

„Und der gute Tisch, Mutter, der wahre Herrentisch, sag ich Euch, Tag für Tag. Zwar nur kleine Plättlein, wie's die Herrenleut gewohnt sind. So daß gestern der Knecht bei mir darüber brummte und sagte: „Eine tüchtige Schnitte Speck mit Rüben oder Sauerkraut wär mir lieber, als gebratene Schweinsripplein und die paar Löffel voll Zwetschgen, wovon man nur noch hungriger wird. Da war's bei der Alten und auch bei der Walpurg ganz anders, da wurde aufgetischt, mächtige Platten Gemüs, und war's auch ein bissel mager, man konnte doch das Ränzel füllen bis zum Zerspringen."

„Und", berichtete die Vroni weiter, „Wie sich die beiden jung' Eheleut lieb haben. Küssen sich — ich darfs fast nicht sagen, hihihi! — vor meinen Augen ganz ohne Scheu, denkt Euch! Und können sich nicht genug anlugen. Und er, der Otto, thut ihr allen möglichen Gefallen, trägt sie sozusagen auf den Händen, und nimmt ihr, wenn ich nicht gerade umweg bin, jede schwere Küchenarbeit ab, trägt ihr Holz und Wasser ein, und bringt den Säuen das Fressen, damit sie sich ja nicht einen müden Arm oder eine schmutzige Hand machen soll. Auch eine Art Geige hat die junge Frau ins Haus gebracht, eigentlich seis eine Tigarre oder wie das Ding heißt. Und manchmal abends spielt sie darauf, und beide singen dazu — ach das solltet Ihr hören, Mutter, wie herrlich schön das zusammen klingen thut!"

Else, des Küblers zweitälteste Tochter, die bei des Rappenhöfers als Werkmädchen diente und jenes Sonn-

tagnachmittags ebenfalls zu Hause weilte, wehrte neidisch: „Hör auf berichten, Vroni, ich mag's nicht hören! Denn wenn ich's dagegen vergleich, welch ein elend langweilig Leben ich bei meinem Bauer hab! Von morgen früh bis zum dunkeln Feierabend nur immer die Mahnung hören zu müssen: „Schaffen, schaffen! Druff, druff!“ Daneben kein freundlich oder kurzweilig Wort. Und dabei die magere rauhe Kost, die ein hoffärtiger Hund nicht berühren würd', des Pfarrers „Netty“ jedenfalls nicht. Und hockt man bei Tisch, muß man von der Nebenstube her allezeit des Bauern jämmerlich Gestöhn, sein Husten und eckelhaftes Auswerfen mit anhören, so daß einem der Appetit völlig vergeht. Auch die Annmarei guckt so freudlos drein, hängt alleweil den Kopf und seufzt auf Schritt und Tritt — ich weiß wohl warum!“

„Ich auch. Wegen dem Otto, daß er sich eine andere genommen, gelt?“

„Ja . . . Um aber auf den alten Rappenhöfer zurückzukommen — gestern abend schien er eine absonderlich böse Stunde zu haben, konnte schier den Atem nicht mehr finden und erbrach alles, was man ihm eingab, sogar die Mixtur, und jammerte so kläglich. Doch als die Alte zu ihm sagte: „Sollen wir etwa den Pfarrer rufen, damit Du Deine Andachten —“ Er ließ sie nicht einmal ausreden, sondern wehrte so kräftig als möglich: „Nein, nein, bleibt mir mit dem vom Leib! Nicht sterben will ich“, rief er verzweifelt aus, „will leben und hausen — noch mehr zusammen hausen! . . . Die Ochsen — sind die Ochsen bald fett, daß man sie — verkaufen — und das

Geld an Zins — an Zins legen kann?“ Ach, Mutter, ist das nicht schrecklich, ein solch habsüchtig, unchristlich Herz?“ —

Eines Frühmorgens kam Else atemlos nach Hause gerannt und rief gleich beim Eintritt in die Küche: „Denkt Euch, Mutter, er ist gestorben.“

„Wer denn?“

„Er, der Rappenhofalte! O das war schrecklich, ich werd' diese Nacht zeitlebens nicht mehr vergessen.“

„Du hast halt zuvor noch niemand sterben gesehen.“

„Doch ja, Mutter, meine Gotte, die alte Seilerin. Die lag so still und ergeben da, mit fromm gefalteten Händen und sprach andächtig des Pfarrherrn Sterbegebetlein nach, und verschied so sanft und ruhig. Der Rappenhöfer aber wälzte sich im Bett herum und schlug mit den Armen wild um sich und sperrte die gläsernen Augen weit auf und redete allerhand unsinnig, unverständig' Zeug, daß man sich vor ihm ordentlich fürchtete. Und als der Pfarrherr kam mit dem Hochwürdigsten — entweder erkannte ihn der Kranke nicht oder wollte nichts von ihm wissen. Dagegen brachte er einen geldgespickten, schmutzigen Lederbeutel unter der Bettdecke hervor, biß mit den Zähnen hinein und knurrte dabei wie ein Hund, um damit gleich wieder unter die Decke zu fahren. Darob uns allen grauselte, sogar dem Pfarrer, der sich mit den Worten verabschiedete: „Hier hab' ich nichts mehr zu thun, muß einen Höhern walten lassen.“ Mir selbst, die ich viele Stund' mit vor dem Bett' gestanden und dem Kranken das Fortgehen hatte wehren helfen, wurde es auf einmal elend übel, ich mußte hinaus

in die frische Luft, zum Brunnen gehen. Und als ich nach einer Weil' wieder in die Krankenstube zurückkehrte, war der Bauer tot, lag da mit schrecklich verzerrtem, schwärzlichem Gesicht und die brandige Zunge weit herausreckend, ein grausig Anlugen ... Draußen auf dem hohen Wildbirnbaum krächzte ein Nachtvogel; lauter aber schrie und tobte in seinem festen Gewahrsam der Narr, als ob er ahnen thät', was soeben im Haus' geschehen — denkt Euch, Mutter!"

„Was Du da sagst, was Du da sagst!" rief jene erstaunt und entsetzt zugleich. „Hier, Kind, die Milch ist gesotten, nimm hurtig ein Schüsselchen heiße Milch!"

„Ja gern! . . . Bald hätt' ich aber ganz vergessen, warum ich eigentlich hergekommen: Des Rappenhöfers haben im ganzen Haus' keinen Heiland*), den man sehen lassen dürft', noch ein Täfelein**), um es zu Häupten des Toten aufzuhängen und auch kein Tröpfchen Weihwasser . . ."

Der ziemlich unerwartete Hinschied des Rapphofbauers bot den Dorfleuten Veranlassung zu mannigfachen und für den Toten keineswegs schmeichelhaften Glossen und Bemerkungen, darunter sogar recht boshafte und spöttische. Gleichwohl erschienen bei der Begräbnis eine fast endlose Reihe von Leidtragenden beiderlei Geschlechts, lauter Anverwandte bis auf das letzte, kaum mehr nachweisbare Zipfelchen hinaus. Denn der Mann war reich, und die Hauptsache: die Trauergäste konnten eines fetten Leichenmahles sicher sein.

Manch' einer dachte bei sich: Wenn er, der Geizhals, die „Verschwendung" mit ansehen könnte. . . .

*) Kruzifix.
**) Heiligenbild.

Auch unser junge Brunnmattbesitzer befand sich unter den Leidtragenden. Doch kehrte er vom Gottesacker gleich nach Hause zurück. Scheute er sich, der Annmarei in's Auge zu blicken? Oder waren es, wie er vorgab, die dringenden Feldarbeiten, die ihm keine Muße gestatteten?

Ueber die letzten Verhältnisse berichtete Vroni ihren Eltern: „Wir“ — damit meinte sie ihre Dienstherrschaft — „sind mit allen Herbstarbeiten noch sehr zurück. Während die übrigen Bauern mit dem Säen bereits fertig sind, haben wir noch zwei, drei Acker brach liegen, dann sind noch die Kartoffeln und die Menge andern Gemüse einzuschaffen. Die Ursach davon ist: zu wenig Händ'. Die Walpurg sah man täglich aufs Feld 'naus gehen. Die junge Frau aber hat genug mit dem Haushalt zu thun, ja, ich muß ihr noch viele Stund' aushelfen, schon ihres Umstands wegen, der bereits deutlich zu sehen ist. Für eine Bäuerin ist sie halt viel zu fein und zu schwach gebaut. Sie hätte besser gethan, ein Herrlein oder auch nur einen Schulmeister zu heiraten. Sie kann mich, wenn ich sie so vergeblich abmühen seh', manchmal herzlich dauern. Denn sie ist eine solch' herzgute und dabei so leismütig*), da wär' ein grobes Wort übel angebracht, ja, die schwerste Sünd'; sie würd' zu weinen nicht mehr aufhören können. Nun, von ihrem Mann hat sie so was nicht zu fürchten, der ist gegen sie die Lieb' und Güte selbst, wie man's bei einem Bauern nicht leicht für möglich halten sollt'.“

Die Kiltstubengespräche über die Vorgänge im Rappenhofhause wollten immer noch nicht zur Ruhe kommen.

*) Empfindsamen Gemütes.

Ueber den Leichenschmaus berichteten die Teilnehmer, wohl mit etwelcher Uebertreibung: „Auf der Suppe schwammen tote Schwabenkäfer herum, und im Sauerkraut wurde ein Fetzen von einer schmutzigen Küchenschürze gefunden. Zum Backen der Butterküchlein hat die geizige Bäuerin Buchsamenöl nebst Schweineschmalz zur Verwendung gebracht, sowie unter den Wein abgestandenen Birnenmost gemischt, weshalb die mit schwachen Mägen behafteten Leichengäste sich arg übergeben*) mußten . . . . Am längsten ist im Trauerhause des Altammanns Dolf weilen geblieben und von der Bäuerin und ihrer Tochter besonders freundlich behandelt worden — man konnte bereits was merken."

Auch Else wußte über den Gegenstand zu berichten: „Sonst wär's der Brauch, daß die Kiltgäng eine in Trauerhaus für eine Weil unterlassen blieben, nicht wahr, Mutter? Des Altammanns Bub macht eine Ausnahme, kommt zu der Annmarei fast allander Abend. Und sie wird ihn nehmen, ihr werdet sehen; sie thut's aus lauter Ueberdruß, weil der Otto sie verschmäht hat, sozusagen ihm zum Trotz. Und die Alte scheint damit einverstanden zu sein. Es soll, wie ich merke, eine Doppelhochzeit geben: Der Baschi und des Altammanns Resi. Ja, wenn ich's verraten darf — Euch gegenüber ists wohl keine Sünd — gestern Abend hat sie, die Rappenhöferin — ich hörte es von der Küche aus — ihrem Dicken befohlen, sich sauber anzuziehen. Sie selbst knüpfte ihm das Halstuch und kämmte ihm das lange Haar zurecht. Darauf sagte sie: „So, nun gehst ins Altammanns Haus, sobald es dunkelt,

*) Erbrechen.

Baschi, gehst grad in die Stube, klopfst aber zuvor an und wünschest guten Abend. Zur Ausred kannst vorgeben, Du habest vernommen, daß sie ein Stuffelkalb zu verkaufen hätten, oder so was — verstanden? Darauf setzest Du Dich zu der Resi hin, und das weitere wird sich schon geben, wirst Dich hoffentlich wohl ein bissel umthun können.“ Der Baschi nickte gehorsam mit dem dicken Kopf und lachte mit dem ganzen Gesicht, und versprach, alles zu thun wie ihm die Alte befohlen hatte. Doch schon vor neun Uhr kam der einfältige, erschrockene Bursch nach Hause gerannt, rannte beinahe die Hausthür ein, keuchte erbärmlich und verkroch sich hinter den Ofen. Die Nachtbuben hatten mit ihm ihren Spaß getrieben, nämlich in dem Augenblick, wo er sich des Altammanns Haus nähern wollte, ihn durch lautes Schreien und Stampfen in die Flucht gejagt. Ich fürcht, das Kiltgehen wird ihm für ein- und allemal verleidet sein, hihihi! . . . Was ich Euch aber sagen gewollt, Mutter, und auch der Aetti darf es wissen: Bei des Rappenhöfers bleib ich nimmer. Denn in dem Hause spukts, der Alte übt sich.*)

„Ach was, ist wohl nur Deine Furcht und Einbildung.“

„Einbildung, meint Ihr? Kommt nur und hört, wie das nachts schleift und schlurpt und poltert die Trepp' auf und ab und auf dem Estrich herum, so daß sich sogar der Knecht arg fürchten thut und bereits aufgekünd't hat. Jedenfalls werd' ich dort nicht mehr schlafen, sondern nachts nach Hauf' kommen. Aber auch sonst — die harte Arbeit, die schlechte Kost und die schreckliche Langweil!

---

*) geht um.

„Sei ruhig, Kind, in einem Monat wird in Mosbach, von hier kaum ein Halbstündlein Weges, die neue große Kammfabrik aufgethan werden. —“

„Und ich — ich darf in die Fabrik gehen, gelt, Mutter?“ rief Else hocherfreut. —

Endlich, nach langen Mühen, hatte auch der junge Brunnmattbauer seine Herbstarbeiten zu Ende gebracht. Und als ob der Winter auf dieses Ereignis schonungsvoll gewartet hätte, brach schon des folgenden Tages der Schneesturm los mit voller Macht. Die Bauern zogen sich in ihre wohlgeschützten Dreschtennen zurück, wo nun die Flegel geschwungen wurden, klipp, klapp, in munterem Takte, mit großer Ausdauer.

Brunnmattotto jedoch ließ kaum eine Stunde vergehen, ohne daß er von der Arbeit weg hurtig ins Haus hinein eilte zu seiner Luzie, damit sie in ihrer Einsamkeit nicht etwa von der Langeweile befallen werde.

An Sonn- und Feiertagen pflegte Lehrer Kohler auf Besuch zu kommen. Seit seiner Schwester plötzlichen Verheiratung nahm er seinen Tisch im nahen Hirschen. Eine Haushälterin zu dingen — eine ungeschickte oder ungetreue, wie er sich ausdrückte, — hatte er sich immer noch nicht entschließen können.

„So heirate!“ riet ihm Luzie zu wiederholtem Male. „Des langen Freiens bedarf es ja bei der Beate wohl nicht mehr,“ meinte sie.

Kohler schüttelte melancholisch den Kopf. „Ja, wenn ich mich gesund fühlte. Doch so, mit dem wiederkehrenden Pickhusten, mit meiner leidenden Brust — nein, da möchte

ich das liebe, gute Mädchen nicht unglücklich, zur frühzeitigen Witwe machen."

„Du siehst zu schwarz, lieber Bruder!"

„O ich fühle es zu gut. Ich werde den Lehrerberuf, so lieb er mir auch ist, aufgeben müssen."

Armer Heribert! seufzte Luzie mitleidig in sich hinein. „Ich hätte ihn nicht verlassen sollen. Aber freilich die zwingende Notwendigkeit, mein begangener Fehltritt . . . Sie erschrak vor sich selbst. Hatte sie denn diese Heirat zu bereuen? Besaß sie nicht den tugendhaftesten und zärtlichsten aller Gatten, sowie die gesicherte gute Existenz?

Selbst während den Neujahrsfeiertagen und der fröhlichen Faschingszeit machte Otto nicht die Miene, das Haus zu verlassen und an den allgemeinen öffentlichen Vergnügungen teilzunehmen, alles seinem angebeteten Frauchen zuliebe.

Denn ihr schweres Stündlein nahte . . . Es kam früher, als man gerechnet hatte.

Als die Glocken mit feierlichen Klängen die Ostern einläuteten, klapperte auf dem Brunnmatthause der Storch. Er hatte im Schnabel ein munteres, bildhübsches Mädchen gebracht.

Desselben Sonnabends, als es zu dunkeln begann, ging Annmarei mit ihrem Verlobten zum Herrn.*)

Otto in seinem Vaterglücke achtete nicht der vom Kirchbühl her dröhnenden Böllerschüsse, vergaß es, sich nach deren Bedeutung zu erkundigen. Und als er des folgenden Tages durch den Mund der geschwätzigen Hebamme von der

---

*) In das Pfarrhaus zur kirchlichen Verlobung.

nahe bevorstehenden Verheiratung der Rappenhoftochter Kunde erhielt. — „So, so!“ erwiderte er mit höchst gleichmütiger Miene.

„Deine ehemalige Geliebte, gelt?“ bemerkte die junge Wöchnerin in neckischem, scherzhaftem Tone.

„Nein, Schatz, das war sie nicht, nämlich nicht in des Wortes eigentlicher Bedeutung,“ versicherte ihr Gatte. „Du warst meine erste und einzige Liebste, ich schwör es Dir!“ schloß er mit einem innigen Kusse auf ihre zarte Wange.

An das Tauffest waren nebst Lehrer Kohler auch Walpurg und ihr Mann geladen worden; doch gaben letztere der Einladung keine Folge.

„Der Stolz, die Unversöhnlichkeit!“ sprach die junge Mutter voller Schmerz und großer Niedergeschlagenheit. Otto hielt eine ihm auf den Lippen schwebende zornige Bemerkung gewaltsam zurück.

Auf den Feldern war alles lebendig, die Frühjahrsarbeiten hatten überall begonnen.

Und unser Brunnmattotto?

„O“, spotteten die Bauern, „der hat genug zu thun mit seinem zuckernen jungen Frauchen und um das Schreihälslein allzeit mit frischen Nuggern zu versehen, hahaha!“

Endlich rückte auch des Brunnmättlers Pflug ins Feld.

Abends jedoch, nachdem überall die Hände ruhten, konnte man unsern Jungbauer noch im Garten emsig schaufeln und Gemüsesamen ausstreuen sehen bis in die einbrechende Nacht hinein. Die Dorfweiber sagten zu ihren

Männern: „Seht Ihr, das thut er, um sein liebes Frauchen zu schonen. Solches käm' keinem von Euch in Sinn. Dieser Otto ist doch der best' Ehemann von der Welt."

„O gewiß! wurde höhnisch erwidert. „Am End, wann er mal gestorben, wird man ihn einbalsamieren und auf den Altar stellen als Weiberheiliger, hahaha! Wollen nur lugen, wie weit er's mit seiner Höselei noch bringen wird, man wird sehen!"

Infolge seiner sich freiwillig auferlegten großen Abgeschiedenheit erhielt Otto von der besonderen Aufmerksamkeit, die seiner Person, sowie seiner Familienangelegenheit seitens der Dorfbewohnerschaft zuteil wurde, weder Kenntnis, noch würde er, sofern ihm davon Mitteilung geworden wäre, sich darum sonderlich bekümmert haben. Für den Augenblick hatte er Wichtigeres zu thun und zu denken.

Sein Knecht war plötzlich schwer erkrankt. Heutzutage würde ein solcher Dienstbote einfach in das Kantons- oder Bezirksspital überbracht werden. Damals aber, vor etlichen Jahrzehnten, existierten solche jedermann zugängliche Heilanstalten noch nicht. Auch besaß der außerehelich geborene Kranke keine nahen Anverwandten, denen er in Pflege hätte gegeben werden können.

Unser junge Brunnmattbauer arbeitete von morgens früh bis in den späten Abend hinein mit angestrengtem Fleiße auf dem Felde und im Gemüsegarten. Nachts sodann —

Kann man einem Armen eine größere Wohlthat erweisen, als wenn wir für ihn unsere süße Nachtruhe opfern, dieselbe dem eigenen müden Leibe entziehen?

Otto teilte sich abwechselnd mit Vroni und mit des Küblers Hansi, den er dafür eigens lohnte, in die Pflege seines schwerkranken, heftig fiebernden Viehknechtes. Der Arzt glaubte warnen zu müssen: „Die Krankheit könnte unter Umständen ansteckend wirken — nehmen Sie sich in Acht.“

„Den Rat werde ich so viel thunlich befolgen, Herr Doktor! Doch kenn' ich keine Furcht.“

Erst als der Kranke sich auf dem Wege der Genesung befand, verriet der Arzt: „Sie können sich Glück wünschen, Herr Forster, daß Sie und Ihre Leute verschont geblieben. Denn es war der Typhus . . .“

Diese Worte erweckten in Otto nachträglich doch ein gelindes Gruseln.

Joggel der Knecht aber, als er zum erstenmale wieder in der Wohnstube erschien, versicherte bewegten Tones: „Ich werd' Euch, Meister, diese Gutthat zeitlebens nimmer vergessen!“

## 8. Kapitel.

Bei Annmareis Hochzeit mit des Altammanns Dolf hatte die Rappenhofbäuerin ihrem Sohne eingeschärft: „Nun, da Du die Ehr' hast, an Seite der Resi Vorknab*) zu sein — eine bessere Gelegenheit, um sie anzufragen, giebt es wahrlich nicht — Du verstehst mich doch? Sei nur herzhaft! Trink zuerst ein Glas Wein, dann 'raus mit der Sprach, und lug sie dabei recht verliebt an — verstanden?“

*) Brautführer.

Dem dicken Burschen leuchtete die Notwendigkeit, sich nach einer jungen Hausfrau umzusehen, ebenfalls ein. Auch gefiel ihm die Resi — des Altammanns Tochter — ja schon längst. Das ist eine mutige und rangschierte*), sagte er sich voller Wohlgefallen. Doch so oft sich ihm während dem Hochzeitsfeste seiner Schwester der günstige Anlaß zu einer Liebeserklärung auch bieten mochte, er wagte sie nicht zu thun, seine angeborne große Scheu und Zaghaftigkeit hielt ihn stets davon ab.

Da war es schließlich seine Mutter selbst, die die Rolle einer Brautwerberin übernahm. Und die Resi — sie hatte sich im Spiegel beschaut: die langen Mädchenjahre waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, das bewiesen die zahllosen Fältchen auf der Stirne, um die Augen und Mundwinkel, der drohende Haarausfall und das lückenhaft gewordene Gebiß. Und die Freier, die sie in ihren Jungmädchenjahren nach Dutzenden zu zählen das Vergnügen gehabt hatte — wo waren sie hingekommen? Verduftet einer nach dem andern, hatten, wenigstens die annehmbaren, vor ihrer großen „Liebenswürdigkeit" und der mehr und mehr in übeln Ruf gekommenen Zunge schmachvoll Reißaus genommen, die Elenden! Blieb also bloß noch dieser ihr angetragene Rappenhof-Baschi. Ein blöder, einfältiger und plumper Mensch zwar, doch von äußerst zahmer und lenkbarer Gemütsart; und die Aussicht auf eine gesicherte, sorgenlose Zukunft. Hatte doch die amtliche Schätzung der Verlassenschaft des alten Rappenhöfers einen alle Erwartungen übertreffenden Reichtum an Geld und Gülten ans Licht gebracht.

*) gewandte.

Die Resi besann sich also nicht lange, erteilte der Rappenhöferin gleich ihr Jawort.

Wer fühlte sich glücklicher denn der Baschi? Schon das Wort „Hochzeiter", wie seltsam lustig das klang. Und der neue köstliche Tuchanzug, sowie die ihm winkenden Genüsse aller Art. Auch benahm er sich bei seinem öffentlichen Auftreten an Seite seiner reich geputzten Braut nicht gerade sehr ungeschickt, bloß daß beim Hinschreiten nach dem Traualtar sein Fuß sich in den schweren Bodenteppich verwickelte und strauchelte, was einen unfreiwilligen Fußfall zur Folge hatte, zum großen, kichernden Ergötzen der versammelten, frommen Gemeinde.

Wenige Wochen später stand in der „Wochenzeitung" zu lesen: „In der Nacht vom letzten Donnerstag auf Freitag brach in dem nächst dem Dorfe Hellbach stehenden Rappenhofbauernhause Feuer aus. Die Bäuerin stieg trotz allem Abmahnen noch einmal in die Linnenkammer hinauf und wäre ohne den Heldenmut eines ihrer Nachbarn, der sie mit eigener Lebensgefahr aus dem lichterloh brennenden Hause herausholte, unfehlbar ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden. Das strohbedeckte, alte Gebäude brannte bis auf den Grund nieder. Brandursache ist bis jetzt noch unbekannt. Ein Glück war es zu nennen, daß ein starker Ostwind blies und die Flamme von der mit Viehware und Vorräten aller Art angefüllten Scheune fern hielt; so konnte letztere mit Hilfe der herbeieilenden Feuerspritzen gerettet werden".

Der heldenmütige Nachbar war unser Brunnmattotto. „Hat halt als Studentlein das Springen und Klettern gelernt", äußerten sich die Bauern leichthin.

„Gut, daß die alte häßliche Baracke zusammengebrannt ist“, hörte man die Dorfleute sagen. „Nun werden sie doch endlich zu einem Neubau schreiten müssen. Gewiß thut sich die Resi heimlich freuen“.

„Habt Ihr auch gesehen“, erzählte man sich, „wie in der Oberkammer das Feuer gewütet und so seltsam gezischt und getoset hat? Das war der Alte, der dort umgegangen!“

Es wurde ferner berichtet: „Den Narr' hätten sie schier vergessen, Geld und Gülten verdienten doch den Vorzug. Man ließ ihn erst aus seinem Kerker heraus, als er angebrannt und halb erstickt war. Wird wohl daran glauben müssen“.

Der unglückliche, irrsinnige Bursche erlag wirklich nach wenigen Tagen seinen Brandwunden. Des folgenden Morgens erhielt der Gemeindeammann ein amtliches Schreiben, worin die Ortsbehörde aufgefordert wurde, die geeigneten Maßnahmen zu treffen, damit der blödsinnige Großbauernsohn in eine anständige Versorgungsanstalt überführt werde. Um etliche Jährlein zu spät, nun hatte der Himmel die Versorgung übernommen; und die Hauptsache: sie kostete keine Auslagen . . .

Geraume Weile noch beschäftigten sich die Leute mit dem „Rappenhofbrande“: Die abgebrannte kleine Familie war für einstweilen zu Annmarei, in das Altammanns Haus gezogen. Die Neubaute sollte mit möglichster Beförderung vollzogen werden, es war die Resi selbst, welche mit den Handwerksleuten den Bauvertrag abgeschlossen hatte und zur großen Eile antrieb: Es sollte ein „stolzer“

Bau mit hohen Fenstern und Thüren werden und außen herum eine „Taresse“*), um die Blumenstöcke aufzustellen.

Allmählich jedoch wandten sich die Dorfgespräche andern, wichtigeren Dingen zu. Die Gemeindewahlen standen bevor. Und es hatte sich eine „neue“ Partei gebildet, in der ausgesprochenen Absicht, die alten aristokratischen „Protzen“ zu sprengen und rührigere, gemeinnützigere Männer an ihre Stelle zu setzen. An ihrer Spitze befand sich der Gemeindeschreiber, ein noch jüngerer, geschäftskundiger Mann, der mit der Ammannwürde bekleidet werden sollte. Die „Neuen“ zogen den Kürzeren. Die Großbauernpartei trug mit Hilfe ihrer zur Heerfolge aufgebotenen Taglöhner und Knechte den allerdings hart umstrittenen Sieg davon.

Unser junge Brunnmattbauer hatte sich von dem ziemlich leidenschaftlich geführten Wahlkampfe gänzlich ferngehalten. „Politik“, sagte er zu seinem Frauchen, „was soll ich mich um die Politik, besonders um die häßliche Dorfpolitik kümmern? Diese Plage will ich mir nicht aufhalsen, das sagte ich den beiden, so mich anwerben wollten, auch frei heraus. Ich weiß meine Zeit nützlicher und angenehmer zu verwenden“.

„Da hast Du recht“, stimmte ihm Luzie bei. „Du würdest Dir nur auf unnötige Weise Feindschaften zuziehen, zu den bestehenden unvernünftigen noch neue. Und welche Partei auch ans Ruder kommen mag, in diesem eurem Hellbach bleibts doch, wie mein Bruder schon oftmals gesagt hat, noch geraume Weile bei der engherzigen Anschauung der Dinge. Erst muß eine bessere Bildung ins

*) Terrasse.

Dorf einkehren und eine andere freisinnigere Generation heranwachsen".

„Der gute, arme Heribert!" seufzte sie, ihres Bruders gedenkend. „Sein Brustleiden, statt abzunehmen, verschlimmert sich, ach, von Jahr zu Jahr. Lies diesen Brief, Otto, den ich soeben von ihm erhalten. Diese Bergkur hat ihm keine Besserung gebracht; er sieht sich vielmehr genötigt, vor der dort herrschenden rauhen Luft sich in die Ebene zu retten und nach Hause zurückzukehren. Seine Demission als Lehrer hat er bereits eingereicht, und ist ihm auf dem Rathause eine Kanzlistenstelle angeboten worden. Ob diese seiner Gesundheit besser zusagen wird? Ich fürchte nein. O, ich seh' es kommen, binnen kurzem werd' ich keinen Bruder, keine Geschwister mehr haben", rief sie, in helle Thränen ausbrechend.

„Und ich", versetzte ihr Gatte beinahe eifersüchtig, „bin ich Dir denn nichts?"

„O ja, mein lieber, bester Mann!" Sie schlang ihre weißen, schlanken Arme ihm um den Hals und — das war ein Küssen, darüber das soeben erwachte Kind in der Wiege eifersüchtig wurde; verlangend streckte die hübsche Kleine die Aermchen empor und lallte: „Mich auch, Mama, mich auch, Tata!"

Eines Abends erhielt der „Brunnmättler" unerwarteten Besuch in der Person des Herrn Gemeindeammanns. Es war ein besonderes Anliegen, das den schwerfälligen dicken Mann zu dem Gang nach dem „Hof" hinaus veranlaßt hatte. Bei den Gemeindewahlen war der bisherige bewährte Gemeindeschreiber von der siegreichen Bauernpartei

aus Rache fallen gelassen und an dessen Stelle der zwar sehr ergebene, jedoch in der Schreibkunst völlig unerfahrene „Winkelsteffen“ gesetzt worden. „Hätt' ich g'wußt, daß es bei ihm punkto Feder so schlecht bestellt ist, ich würd' ihm — hm hm! — dem Vorschlag doch nicht beigestimmt haben“, brummte das würdige Gemeindeoberhaupt, sich den mächtigen kahlen Schädel kratzend. „Denn gerad' jetzt — gerad' jetzt soll ein obrigkeitliches Schreiben beantwortet werden — punkto betreff unsere Gemeindefönde*) — wie viele Kapital' drin sind, und auch wegen der Verwendung u. s. w. Hier hab' ich alles auf einen Zettel notiert, die Zahlen; braucht also nur noch gehörig aufgesetzt und mit — mit etwas Höflichkeit versehen werden — Du verstehst mich wohl! . . . . So lang der Schulmeister Kohler noch hier war — der verstand's und that's. Nun aber — ich möcht' Dich anfragen, ob Du — hm hm! — Du hast ja studiert . . .“

Luzie schaute von ihrer Näharbeit zu ihrem Manne auf mit einem Blicke, in dem deutlich zu lesen war: Du wirst nicht wohl Nein sagen dürfen, man würd' es Dir arg zürnen.

Otto aber fragte sich: Ja, kann ich denn noch schreiben? Hab' ich's die langen Jahre über, während welchen ich sozusagen keine Feder mehr in die Hand genommen, nicht völlig verlernt?

Es gelang ihm wider Verhoffen gut. Als er dem Ammann das Antwortschreiben laut vorlas, nickte jener mehrmals sehr beifällig, und brummte: „Gut — ganz

*) Gemeindefonds.

recht — sehr recht, hm, hm! Sollst für Deine Müh' Dank haben. Und da wir nächstens verschiedene wichtige Gemeind' — Gemeindekommissionen zu bestellen haben — ich werde an Dich denken, hm, hm!"

„Ich danke, Herr Ammann", erwiederte Otto lächelnd, „ich habe vorderhand weder Lust noch Zeit zu solchen Dingen".

Dagegen nahm er die auf ihn gefallene Wahl des Spritzenmeisters*) bereitwillig an. Es war eine noch aus dem vorigen Jahrhundert stammende, wackelige Feuerspritze, die bei jedem Hub und Stoß schmerzhaft gluckste und stöhnte, sowie zwei Dutzend Feuerwehrleute, so seinem Kommando unterstellt wurden. Mit der Bedienungsmannschaft gedachte er eine zweckdienliche Instruktion, ähnlich derjenigen, so er während seiner Studentenjahre in der Stadt zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, vorzunehmen. Doch benahmen sich die jungen Männer bei den Exercitien so widerwillig und bockbeinig, daß der Instruktor selbst dessen bald überdrüssig wurde und ebenfalls „Fünfe grad'" sein ließ.

Eine ungleich dankbarere Aufgabe ward unserem „Brunnmättler" seitens des Ortspfarrers zuteil. Lehrer Kohler war fortgezogen. Seinem ebenfalls provisorisch gewählten Nachfolger, einem soeben aus dem Ei geschlüpften, blutjungen Pädagogen, mangelte es, seinem eigenen Geständnis zufolge, an jeglicher musikalischer Kenntnis oder Begabung. Nun sollte Otto, wenigstens für einstweilen, die Direktion des Kirchengesangchores übernehmen. „Sie sind ja ein guter Sänger, kennen die Noten und spielen mit

*) Feuerwehrkommandanten.

großer Fertigkeit die Geige — versuchen Sie es nur, es wird schon gehen!" meinte der greise Seelsorger aufmunternd.

„Nun denn, ich will's wagen!"

Sänger und Sängerinnen kamen dem neuen Kantor mit dem besten Willen entgegen. Und nach dem ersten sonntäglichen Gottesdienste hörte man die Kirchgänger zu einander sagen: „Man sieht doch, daß er studiert hat, dieser Brunnmattotti. Ja, ja, gelehrt ist er, das muß man ihm lassen!"

„Und dabei doch so dumm!" versetzten andere. „Denn daß er dies fremde Gärnäschen hat heiraten können, das weder Geld hat, noch draußen schaffen kann — wie konnt' er nur so malefiz leichtfertig sein!"

Die „Mißheirat" konnten ihm die Bauern immer noch nicht verzeihen.

Eines Sonntagnachmittags, als Otto sich in das Dorf hineinbegab, um, zur Einübung eines neuen Predigtliedes, Gesangstunde abzuhalten, wurde ihm bedeutet: „Da drinn in der Schulstube ist just Gemeind*), der Nachtwächter wird Dir wohl auch geboten haben?" — „Ja, wirklich, doch habe ich's vergessen".

Gemeindeversammlung — unsern Brunnmattbauer gelüstete es, einer solchen, wenn auch aus bloßer Neugierde, ebenfalls einmal beizuwohnen. Er hatte es nicht zu bereuen; ein Lustspiel im Theater würde ihm kaum größeres Vergnügen bereitet haben.

---

*) Gemeindeversammlung.

Bei seinem Eintritt in das Versammlungslokal begann soeben der Ammann seine Eröffnungsrede zu halten: „Werte — Mitbürger! Ihr werdet wohl schon wissen — wohl schon vernommen haben, weswegen wir heut zusammenkommen — um was es sich handeln thut, hm, hm! Es ist uns — es ist uns nämlich ein Schreiben von der hohen Regierung zugekommen — der Gemeindeschreiber wird es euch vorlesen — da!“ schloß er, dem an seiner Seite sitzenden Winkelsteffen ein Schriftstück überreichend.

Der neugebackene Gemeindekanzler schien auf den ihm gewordenen Auftrag nicht gefaßt zu sein. Des Schreibens nahezu unkundig — das Notwendigste in diesem Fache pflegte halt seine weitaus intelligentere Frau Ottilie zu besorgen, auch die Abfassung des Gemeinderatsprotokolls — stand er mit der Lesekunst auf nicht viel besserem Fuße. Unruhig rutschte er auf seinem Stuhle hin und her, begann mit unsicherer, heiserer Stimme, stotterte und stammelte, räusperte sich und schwitzte und gab unzusammenhängende und darum unverständliche Sätze von sich. Im Hintergrund des Saales, wo sich die „Neuen“ niedergelassen hatten, erhob sich Gemurre und Gekicher. „Die Buchstaben kommen ihm in den Weg“, hörte man spotten. Dadurch noch verwirrter gemacht, hielt der Aermste mit Lesen plötzlich inne, zog das Taschentuch und preßte es auf Mund und Nase, als ob ihn das Nasenbluten angewandelt hätte und verließ eiligen Schrittes das Versammlungslokal. Infolgedessen sah sich das würdige Gemeindeoberhaupt genötigt, die Verlesung des Schreibens selbst vorzunehmen. Fatalerweise hatte er, wie er sich entschuldigte den „Spiegel“*)

*) Die Brille.

zu Hause gelassen. Bald hielt er, der Dicke, das Schriftstück ganz nah vor die Augen, bald weit weg von sich und die Brille, so ihm vom Gerberuli dargeboten wurde, wollte ihm schlechterdings nicht dienen. Auch er las mit großer Mühe und höchst undeutlich, besonders waren es die Fremdwörter, die er auf das schrecklichste mißhandelte. Auch er brach plötzlich ab und sprach, das Papier zusammenfaltend: „Item — der Inhalt des Schreibens ist kurz der: In dem nahen Gehristorf wollen sie eine — eine Sekundarschule errichten. Und da sollen die umliegenden Gemeinden — jede Gemeind im Bezirk — einen jährlichen Beitrag leisten. Die unsrige, weil so nah gelegen, achtzig Franken*), achtzig Franken . . . . Wer verlangt hierauf das Wort?“

Da nahm der in der vordersten Bank sitzende, schmerbäuchige Knubelhöfer seine Tabakspfeife aus dem Munde, spuckte geräuschvoll aus und sprach: „Sekundarschule? — Was brauchen wir eine Sekundarschule? Wozu bei unsern Buben auf einmal die übertriebene Gelehrtheit? Gar nicht notwendig, dünkt mich.“

„Unser neue Gemeindeschreiber!“ ließ sich im Hintergrunde des Saales eine spöttische Stimme vernehmen, die mit lautem Gelächter begleitet wurde. Der Redner fuhr unbeirrt fort: „Zum Schaffenlernen**) und das ist doch die Hauptsach’ — sind unsere Buben bald geschult genug, sie brauchen nur zu wollen. So ist’s auch mit dem Handel, dem Vieh- und Roßhandel, diese Kniff lernt man nicht in der Schul’ — hab’ ich Recht oder nicht, he?“

---

*) Gleich hundertzwölf neue Schweizerfranken.

**) Schaffen = arbeiten.

„Gewiß hat er Recht, der Knubelhöfer!“ rief der Spanneggulі. Unsre Alten sind hablich geworden ohne Sekundarschule. Wer aus seinem Bub' einen Sterngucker oder Tintenlecker machen will, soll's auf seine eigenen Kosten thun, wenn er überflüssig Geld hat. Die Armen brauchen schon gar nicht so gelehrt zu sein, ihnen werden die Quittungen von andern Leuten geschrieben.“

„Ja, ja, von andern, hahaha?“

„Achtzig Franken jährlich so zum Fenster 'nauswerfen — nein, dafür kann ich nicht stimmen, müßte mir ein Gewissen draus machen. Achtzig Franken — thät man diese Summ nicht lieber dem Wucherstierhalter zulegen, damit wir bessere und schönere Zuchtstier kriegten?“ meinte der Statthalter.

„Und der Ziegenbock, den wir Mindere schon seit Jahren verlangten — wann sollen wir den endlich erhalten?“ rief es aus den hintern Bänken, wo die Taglöhner saßen.

„Meck-meck! Hahaha!“

„Ja, spottet Ihr nur, man kennt Euch schon längst, wie Ihr's mit uns Mindern meint. Aber wartet nur, es wird schon anders kommen, wir machen Klag bei der Regierung.“

„Hahaha!“

„Oder glaubt Ihr etwa, die Gemeindekasse sei nur für die Reichen da, für die Großbauern, um ihnen die Ränzen zu mästen?“

„Schweig Du, Kessler! So einer, dem die Gemeind seine Alte hat erhalten müssen, soll s'Maul nicht so weit aufthun.“

„Ich hab das Recht hier zu reden, so gut wie einer!“ schrie der Kesselflicker erbost. „Bin so brav, wie ein jeder von Euch, daß Ihr's nur wißt. Thu meinen Unterhalt redlich verdienen, stehl niemandem was, potz Blitz, nein! Und was meine sel. Mutter betrifft, 's ist wahr, kurz vor ihrem Tod, nachdem sie jahrelang krank gelegen, hat sie aus der Armenkasse eine Unterstützung genommen. Dafür aber hat man ihr die Allmend und das Gabenholz weggezwackt, so daß die Gemeind an der armen Frau noch Profit gemacht —“

„O ja, prächtiger Profit das mit solchem Pack!“

Da fuhr grob und rauh die Stimme des Pechbrennerjoggel dazwischen: „Pack such man anderswo. Wenn ein reicher Bauernsohn heimlich einen Bankert aufrichtet, und die Gemeind muß hernach den Unterhalt zahlen!“

„Das lügst Du wohl, Schwarzer!“ fuhr der Zehnthöfer gereizt auf. „Ich hab' das Gered' nun bald satt, ich werd' den schlechten Leuten die Mäuler stopfen, ich, vor Gericht — verstehst, Schwarzer?“

„Da mußt zuerst die Hebamm' nehmen, der das verführte arme Mädchen, eh' es starb, noch hurtig gebeichtet hat — fass' zuerst die Hebamm', Zehnthöfer, wenn Du den Mut hast!“

Ein wüster Tumult entstand, zornige und Schimpfworte flogen hin- und herüber, herausfordernde, drohende Rufe erschollen, und wenig fehlte, daß man von Worten zu Thätlichkeiten überging.

Der Gemeindeschreiber benützte den Lärm, um möglichst unbemerkt auf seinen Posten zurückzukehren.

Endlich gelang es dem Ammann, die Ruhe wieder herzustellen und seinen Worten Gehör zu verschaffen. „Wir sind von der Sach' — ruhig dort hinten, sag' ich! – wir sind von der Sach' abgekommen. Es handelt sich, wie ich Euch schon mal dargethan hab', wegen der Sekundarschul', wegen unserm Beitrag. Ich will nur das sagen: die andern Gemeinden haben ihr Treffnis — ihr Betreffnis bereits angenommen. Wir sind die letzten. Es wird uns halt nichts anderes übrig bleiben — ich bin sonst auch fürs Geld sparen — hier aber können wir wohl nicht anders thun . . . . Sind wir doch bei dieser Regierung schon schlecht genug angeschrieben, als seien wir — als wären wir —"

„Sagt's nur grad' heraus, Ammann, als Dunkelmänner halten's uns, wie es in der Mehrzahl auch richtig ist!" warf der Altgemeindeschreiber boshaft ein. Worauf der Knubelhöfer polternd erwiderte:

„Was fragen wir denn dieser neuen Fetzel-Regierung nach, die keine Religion hat und keinen Glauben!"

„Geldsackreligion! Pharisäerglauben!" erscholl es höhnisch zurück. „Und wenn Ihr Eure Buben in der Dummheit belassen wollt — gönnt's wenigstens den unsrigen, so sich dereinst ihr Leben verdienen müssen, daß sie was lernen können."

„Ganz recht, Gaulizimmermann!" riefen mehrere „mindere" Bürger laut und beifällig.

Die Abstimmung erfolgte. Mit geringem Mehr wurde der Beitrag bewilligt. Der Gemeindeschreiber hantierte mit dem Bleistift auf dem vor ihm liegenden Bogen Papier

herum, Notizen zu Händen seiner das Protokoll ausführenden Frau: „beidrag Angenom. 80 fr.

„Nun aber laßt uns zum andern Punkt — zum zweiten Punkt unserer — unserer heutigen Verhandlung — übergehen . . . Der neue Waldweg über den „Striegel“ . . .“

Doch hatte unser Brunnmättler für diesmal genug gehört und gesehen. Beim Verlassen des Gemeindelokals sprach er lächelnd vor sich hin: „Ich hätte den Professor Schütz, sowie meinen ehemaligen Zeichnungslehrer mit seinem genialen Stift herbeiwünschen mögen . . . Schilda in neuester Auflage . . . Und mein lieber Schwager hält auch zu der Rotte der Protzen und Verknöcherten; entspricht übrigens ganz seinem Charakter, brauche nur an sein hochmütiges Benehmen gegen mich und mein liebes armes Frauchen zu denken. Seis drum! nahm er sich trotzig vor. Einen Fußfall soll er von uns nicht erwarten; auch nicht Walpurg — o nein, wüßte nicht warum!“

Der Heimweg führte ihn beim „Ochsen“ vorbei. Auf der schattigen Kegelbahn des bestrenommierten ländlichen Gasthauses herrschte lauter, fröhlicher Lärm, die Jungburschen hatten sich wie gewohnt von der Gemeindeversammlung ferngehalten, überließen diese langweiligen, trockenen Geschäfte ihren Alten, und vergnügten sich lieber beim Kegelspiel. Otto begab sich zu einem Kruge Most in die Gaststube. Dort saß am Ofentische ein fremder Scheerenschleifer bei einem Gläschen „Harten“; er mußte der Gläschen schon mehrere hinter die Binde gegossen haben, denn er sang in ausgelassener Weise ein „Hauerle“ *) um

*) Schnadahüpferl.

das andere, bis ihm der Wirt den Kredit verweigerte, worauf er sich brummend von dannen machte. Auf der Ofenbank saßen ein wandernder blinder Geiger und sein schwarzlockiges, blaßwangiges Kind. Otto empfand tiefes Mitlied mit dem weißbartigen armen Mann, der, in der Hoffnung, ein paar Kreuzerlein zu verdienen, den anwesenden Gästen einige melancholische Weisen zum Besten gab; er ließ durch des Wirts Seppli seine eigene Geige aus dem Schulhause herbei holen, und begann des Alten Spiel ebenso kräftig als verständnisvoll zu begleiten. Dadurch angelockt, verließen die Burschen die Kegelbahn und drängten sich in die sehr geräumige Gaststube; eine Schar junger Mädchen, die trällernd die Dorfgasse heraufgezogen kam, wurde angehalten und zum Tanze engagiert. Hei, wie das fröhlich wirbelte, stampfte und jauchzte! Otto zog selbst den sogen. Geigerlohn ein und fühlte sich glücklich, dem armen Alten eine ganze Handvoll Scheidemünzen in die Wamstasche schieben zu können. Doch sollte das improvisierte Tanzvergnügen nicht ungestört bleiben. Ein stämmiger, schwarzbärtiger Bursche, Schlossergregel genannt, war erschienen und sah seine Liebste am Arme eines andern sich im Kreise herum drehen; von maßloser Eifersucht gepackt, trat er auf die beiden zu und versetzte dem Tänzer einen solch heftigen Stoß auf die Brust, daß dieser rückwärts zu Boden taumelte. Eine arge Rauferei entstand, an welcher sich auch die übrigen Burschen beteiligten, die vorläufig damit endigte, daß der Angreifer auf höchst unsanfte Weise aus dem Lokal spediert wurde. Das Mädchen aber, welches von ihrem Verlobten wegen angeblicher Treulosigkeit ebenfalls einen zornigen Faustschlag abgekriegt

hatte und überdies von ihm roh beschimpft worden war, schrie und heulte: „O, der Schändliche, der Flegelhafte! Gut, daß ich ihn endlich kennen gelernt; nun aber ist's aus, er soll mir nicht mehr vor die Augen treten, o nein!"

Otto machte sich mit seinem Geigenkästlein unter dem Arm eiligst nach Hause; er hatte für eine gute Weile die Wirtshausfreuden wieder satt bekommen.

Zwei Wochen später vernahm er, daß der Schlossergregel und die Bläsinähterin — so lautete nämlich der Dorfname seiner Liebsten — von der Kanzel herab öffentlich verkündet worden seien. Die Liebe verzeiht alles, erträgt alles! dachte er lächelnd und sich jenes Auftrittes im „Ochsen" erinnernd.

Eines Morgens traf die Kunde ein: „Herr Kanzlist Kohler ist sehr, sehr schwer erkrankt".

Otto und seine Frau reisten unverzüglich nach der Stadt. Sie langten daselbst frühzeitig genug an, um die letzten Grüße eines Sterbenden entgegenzunehmen. Eine Stunde später machte ein erneuter heftiger Blutsturz dem Leben des in seinen besten Jahren stehenden, sowohl seiner herrlichen Charaktereigenschaften, als seines Wissensreichtums wegen allgemein geschätzten Mannes ein bedauernswertes, frühzeitiges Ende.

Zwei Tage nach dem Begräbnis ihres teuren Bruders wurde Frau Luzie von einem gesunden hübschen Knäblein entbunden.

So viel Trauer und Schmerz, Elternglück und Freude in solch kurzer Spanne Zeit!

In der hl. Taufe erhielt der junge Erdenbürger, dem lieben Toten zu Ehren, den Namen Heribert.

In der Absicht, mit Schwager und Schwester ein freundlicheres Verhältnis anzubahnen, hatte Otto letztere zu Gevatter gebeten. Walpurg sagte zwar nicht Nein, entledigte sich jedoch ihrer Pflicht als „hübsche Gotte“ auf die denkbar knappste Weise: trug den Täufling zur Kirche und wieder zu seinen Eltern zurück, legte den üblichen „Einbund“ auf den Tisch und entfernte sich mit den Worten: „Muß notwendig heimgehen, um Brot zu backen, denn unsere Magd hat einen bösen Finger“. Sie ließ sich nicht einmal bewegen, ein Glas Wein zu trinken oder den Taufkuchen zu kosten.

Luzie weinte vor Wehmut und Schmerz. Selbst ihr liebreicher Gatte hatte diesmal kein Wort des Trostes. „Welch ein harter, unversöhnlicher, stolzer Kopf!“ brummte er zornig. „Da kann nur ein Höherer ihn mürbe machen, vielleicht geschieht es doch, vielleicht!“

## 9. Kapitel.

Er hatte sich mit dem ihm vom Schicksale aufgenötigten und höchst widerwillig aufgenommenen Bauernberufe mit der Zeit vollständig ausgesöhnt.

Es war dies das Resultat verschiedener, zusammenwirkender, günstiger Faktoren: der vortreffliche Gesundheitszustand, dessen er sich infolge des Landlebens fortwährend zu erfreuen hatte. War doch aus dem ehemaligen dünnen blassen „Sprenzel“ im Laufe der Jahre ein breitschulteriger,

kräftiger und hübscher Bauersmann geworden, ja, wie sein Frauchen meinte, der hübscheste von allen.

Ferner das wahrhaft beneidenswerte Ehestandsglück und friedsamste Familienleben. Sodann und des hauptsächlichsten der aus seiner Landwirtschaft erzielte ökonomische Erfolg: Was der Brunnmättler auch unternehmen mochte auf dem Felde, in der Vieh- und Schweinezucht, gedieh stets zu seinem Vorteile und Nutzen. Bereits hatte er sich einige Ersparnisse zurückgelegt resp. einen ihm besonders lästigen Schuldposten heimbezahlt.

Doch sollte er nach den sieben fetten Jahren, gleich dem ägyptischen Volke, auch die fatalen magern kennen lernen.

Wieder war es Frühling geworden, die Obstbäume standen in überreicher Blütenpracht, die Wiesen im saftigen jungen Grün. Da kamen jedoch nach Sonnenuntergang, vom lauen Südwestwinde getragen, seltsame, haselnußgroße, braune Tierchen dahergeflogen, erst nur vereinzelte, sodann in immer größerer, schrecklicherer Zahl. Die Luft schien damit ganz erfüllt zu sein. Dazu das unheimliche Summen und Tosen. „Das sind die Maikäfer — weh unsern Obstbäumen!“ riefen alte, erfahrene Männer erschrocken aus.

Das Schauspiel wiederholte sich mehrere Abende. Bald waren die erst noch so herrlich blühenden Pflaumen-, Kirsch- und Birnbäume vollständig kahl gefressen, die Apfelbäume verfielen demselben Schicksal, ja selbst die Buchen und Eichen des Waldes sah man die ihres Blätterschmuckes beraubten Kronen traurig in die Luft emporstrecken. Sodann, nach der angerichteten, schrecklichen Verwüstung, verkrochen

sich die Schädlinge in die Erde oder lagen — die Männchen — haufenweise tot am Boden.

Und schon im Laufe des Sommers zeigte sich unter der Ackerkrume, unter der Grasdecke und in den Pflanzgärten eine unzählige Menge schmutzig weißes Gewürm mit braunen Rüsseln bewaffnet und bereits in ihrer Zerstörungsarbeit begriffen. „Die aufgegangene Käferbrut — junge Engerlinge — gnad uns Gott!“ hörte man die alten Männer ausrufen. Das Gartengemüse fing stellenweise an zu welken und zu dorren, desgleichen die Getreidehalme und zarten Wiesengräser. Die Heuernte fiel außerordentlich dürftig aus und beim Schneiden des Getreides kamen gleich auch die widerstandslosen, abgefressenen Wurzeln mit. Langwieriges Dreschen, magere Ausbeute. Obst, an welchem das Thal sonst stets so reich gewesen — jenes Herbstes sozusagen kein Stielchen! Und die Kartoffeln — selten eine Knolle, in welcher sich das eckelhafte Gewürm nicht tief hinein gefressen hatte. Doch die größte Verheerung richtete das nun ausgewachsene, gemeinschädliche Gewürm erst des folgenden Jahres an.

Es gab Wiesen — insbesondere die von den Engerlingen bevorzugten wertvollen Wasserwiesen, wie sie das Brunnmattgut aufzuweisen hatte — auf welche ihrer Kahlheit wegen den ganzen Sommer keine Sense getragen wurde.

Wer einen ganzen Tag emsig nach Kartoffeln gegraben, konnte abends die gewonnene Bodenfrucht, das Brot der Armen, bequem auf dem Rücken nach Hause tragen.

Großbauern, welche gewohnt waren, alljährlich hundert oder mehr Malter Getreide zu veräußern, nun sahen sie

sich in die Lage versetzt, von Weihnachten an das Brot oder das Mehl ins Haus zu kaufen. Gemüse stellte sich äußerst rar — ja, zartes Gemüse schienen die Engerlinge noch am meisten zu lieben; einzig der Kohl mit seinen harten, holzähnlichen Wurzeln blieb einigermaßen verschont.

Schmalhans trat auf als Küchenmeister. Mais, den man zu andern Zeiten nicht eines Blickes gewürdigt haben würde, bildete bei Reich und Arm die tägliche Hauptspeise, Mais in mannigfacher Zubereitung. Mochten die stolzen Bauernsöhne und hoffärtigen Töchter noch so verächtlich die Nasen rümpfen, es half ihnen nichts, mußten in die Polenta beißen.

Der Notstand wurde groß und der Jammer darüber ein allgemeiner, selbst die hablichsten Bauern nicht ausgenommen, ja diese wußten sich in die mißliche Lage noch am wenigsten zu schicken.

Auch unser Brunnmättler betrachtete trostlosen verzweifelten Blickes sein auf der Bühne befindliches Stöckchen Heu, kaum genügend, um damit zwei, drei Kühe zu überwintern; und Futter war nur zu unerschwinglich hohen Preisen zu erwerben. Was sollte Otto mit seinen zwei Dutzend Stück Groß- und Kleinvieh und seinen gefräßigen Gäulen anfangen? Veräußern bis auf einen notdürftig durchzubringenden kleinen Rest, natürlich! Da aber die Engerlingskalamität verbunden mit einer außerordentlichen, schädlichen Trockenheit, sich über sehr große Landesteile ausgebreitet hatte, vom Jura bis an die Alpen und weit ins Elsaß hinunter, war durchaus keine Kauflust vorhanden. Kühe, die vor kurzem noch mit zwanzig bis fünfundzwanzig

Napoleons bezahlt worden waren, sah man auf den Viehmärkten um hundert Fränklein und darunter losschlagen.

Es war eine verhältnismäßig geringe Summe, die der Brunnmättler vom Viehmarkte mit sich nach Hause trug, nebst einem Herzen voll tiefer Kümmernisse und schweren Sorgen.

Das Paar Ackergäule mußte er der notwendigen Zugkraft wegen schon behalten; als tägliches Futter erhielten die armen Tiere geschnittenes Haberstroh nebst je einer Handvoll Körner; das bewahrte sie vor Uebermut und dem Scheuwerden.

Nur ganz zufällig vernahmen die jungen Brunnmatteheleute, daß Walpurg sich im Wochenbett befinde.

„Beinahe unglaublich", meinte Luzie. Sie würden Dir ja von dem wichtigen, freudigen Ereignisse gewiß Nachricht gegeben haben. . . . . Da kommt die Hausierergrit, die lebendige Dorfchronik, daher gehunken; die wird uns darüber Auskunft geben."

Und die Grit bestätigte: „Allerdings ist es wahr und die Sach' sogar schon nicht mehr neu. Heut' soll ja die Kindstaufe sein".

Luzie schaute ihren Mann mit einem Blicke an, in welchem deutlich zu lesen stand: Auch das ohne dein Vor- oder Mitwissen . . . ! „Ists ein Bub' oder ein Mädchen?" forschte sie weiter.

„Ein Bub mit großmächtigem Kopf, schier anzusehen wie der eines alten Mannes, sagen die Leut. Die Leut wollen sogar noch mehr wissen — es sei eine Art Miß-

geburt — doch ich will nichts gesagt haben, bin eine arme Frau, die es mit niemand verderben darf. . . ."

„Dummes Weibergeschwätz, das man nicht beachten soll!" urteilte Otto, den soeben eingetroffenen „Wochen-anzeiger" zur Hand nehmend. Sein Blick fiel auf Bekanntgebung in Sperrdruck, des Inhalts, daß des folgenden Sonntagnachmittags im Schulhause zu Gehristorf eine öffentliche Besprechung über die herrschende landwirtschaftliche Notlage stattfinden werde. Herr Gutsverwalter Kern werde dabei ein Referat über Hülfsfutterstoffe und die Art ihrer Verwendung halten.

Hm, dachte der Brunnmättler, der Weg ist nicht weit und die Sache höchst wichtig, da geh' ich auch hin!

Frau Luzie stimmte lebhaft bei: „Ja, geh'! Du kommst auch einmal wieder unter andere, gebildete Menschen, und kannst in ihrer Gesellschaft auf eine Stunde Deine trübseligen Gedanken vergessen."

Die Versammlung war eine sehr stark besuchte, Landwirte aus sämtlichen Thalgemeinden hatten sich zusammengefunden, aus Hellbach ebenfalls die ansehnliche Zahl. Der Referent entledigte sich seiner Aufgabe mit ebenso vieler Sachkenntnis als Geschicklichkeit. Bei der darauffolgenden allgemeinen Diskussion beteiligte sich auch unser Brunnmättler, indem er über seine eigenen günstigen Versuche betreffend die Anwendung von Futtersurrogaten, sowie über seine Beobachtungen bezüglich der großen Widerstandsfähigkeit der Wurzel der Luzernepflanze gegen den Engerlingsfraß berichtete . . .

Oberamtmann Stofler, der neben dem Hellbacher Ammann saß, sagte zu diesem mit halblauter Stimme: „Dieser

Euer Brunnmattbauer scheint ein gebildeter und aufgeklärter, junger Mann zu sein; weiß sich zudem recht hübsch und gewandt auszudrücken. Hat vielleicht höhere Schulen genossen — wie?“

„Ja. Ist einige Jahr Studentlein gewesen,“ antwortete der Dicke in gleichgültigem Tone.

„Dacht ichs doch! Und thut nun bauern, ist reich?“

„Nein das nicht. Hat ein Bettelmädchen geheiratet, der dumme Kerl und ist nun — statt daß er ein reicher Mann sein könnt', ein Schuldenbauer geworden — hat mühsam zu hausen, hm, hm!“

„So? Das ist schade. Ich dachte schon daran: Dieser junge Mann — Sie müssen mir selbst auch gestehen, daß auf dem Land, besonders in den Bauerndörfern, die gebildeten Männer d. h. solche, die öffentlich sprechen können, immer noch sehr dünn gesät sind.“

„Hm, hm!“

„Und da dachte ich, dieser Euer Brunnmattbauer dürfte sich mal eignen für eine Amtsrichter- oder Großratsstelle.“

„Laßt das gelten, Her Oberamtmann!“ versetzte der Dicke, indem er mißfällig das Haupt schüttelte. „Einen Schuldenbauer zum Großrat machen? Wird Euch doch nicht Ernst sein. Zudem hat dieser — dieser Brunnmättler zuweilen ganz eigene, quere Ansichten, will niemals recht zu uns Großbauern stehen, sondern hälts eher noch mit dem — mit dem Taglöhner- und Ansaßenpack.“

„Ah, ich versteh, Herr Ammann, er huldigt freisinnigen Grundsätzen, und da kann er Euer Mann nicht sein, hahaha!

Für uns Liberale aber ist das kein Hindernis — gerade das Gegenteil, Sie werden begreifen . . . Und doch“ fuhr der oberste Kreisbeamte mehr für sich sprechend fort, „wenn es wahr ist, daß dieser Brunnmattbauer mit schweren ökonomischen Sorgen — — Nein, es geht nicht, es schickt sich wirklich nicht, solche Leute in die gesetzgebende Behörde zu wählen. Es ist schade um ihn,“ wiederholte er, „der Mann hat trotz seinem Halbleinkittel so etwas Distinguiertes an sich . . . .“

Das dritte Engerlingsjahr gestaltete sich für die schwer heimgesuchte Bauersame als das schlimmste von allen. Das zur vollen Größe ausgewachsene, ekelhafte Gewürm fraß mangels an anderer Nahrung sogar die Wurzeln junger Fruchtbäume ab und nagte die im Boden steckenden Bohnenstangen an.

Freilich nach dem Johannistag ließen die Schädlinge, nachdem sie bereits jegliches Wiesen- und Ackergrün zerstört hatten, allmählich ab, verkrochen sich tiefer in den Erdboden hinein. Die Bauern atmeten erleichert auf. „Endlich — Gott sei Dank!“ riefen sie erfreut; und streuten der erhaltenen Anweisung gemäß Herbstfuttersamen aus und bestellten mit neuen Hoffnungen erfüllt ihre Aecker.

Man betrachtete nicht die seltsame Umwandlung, so sich in der vom Pfluge unberührten Tiefe des Bodens vollzog.

Aus den Engerlingen wurden wieder Maikäfer. Und die Frühlingssonne weckte diese aus dem Winterschlafe. In erschreckender Zahl kamen sie aus dem Boden gekrochen,

jeden Tag neue Schwärme, und hingen sich, an die grünenden, blühenden Obstbäume und begannen mit furchtbarer Gefräßigkeit ihr Zerstörungswerk.

Da, eines Morgens, nachdem etliche Tage zuvor der kalte Nordost geweht hatte, fiel ein unerhört starker Reif; in den Brunntrögen und auf den Jauchepfützen hatten sich sogar Eisdecken gebildet. Die Maikäfer fielen erstarrt von den Bäumen, regten sich nicht mehr.

Und die armen Bauersleute riefen erfreut aus: „Wenn auch alles erfriert, was da grünt und blüht, wenn nur dies höllische Gezieser mit zu Grunde geht!“

Wirklich zeigten sich die jungen Roggenähren, sowie die Kleegräser und zarten Gemüsepflanzen erfroren und geknickt. Die Maikäfer jedoch — als gegen die Mittagsstunde die warme Sonne aus dem zerissenen Gewölke hervorbrach, da fingen die zu Haufen am Boden liegenden, totgeglaubten Käfer sich an zu regen und flogen nach einer Weile wieder munter zu dem Baumgezweige empor, und nachdem die Begattungszeit vorbei war, krochen die Weibchen in den Boden zurück, um ihre zahllosen Eilein hinein zu legen.

Es gab nur ein Mittel, um die Engerlingsbrut am Ausgehen zu verhindern und zu zerstören; das Mittel stand in der Macht des Himmels: ein anhaltendes, den Boden gründlich durchnässendes Regenwetter. Doch die Sonne schien Tag für Tag in ungetrübtem Glanze einen ganzen Monat lang. Auch nicht ein Eilein ging zu Schanden.

Um die jungen Engerlinge zu zerstören, wurden verschiedene verzweifelte Versuche gemacht mittelst Befahren der Wiesen mit schwer belasteten Walzen, Begießen des Bodens mit scharfen Säuren und dergleichen. Diese Mittel erwiesen sich jedoch als unzureichend oder für die Anwendung im Großen zu kostspielig.

Unser Brunnmättler war beinahe der einzige, so sich an diesen Experimenten nicht beteiligte. Energie war niemals seine starke Seite gewesen, die gewerblichen Mißerfolge der letzten Jahre hatten jene vollständig gelähmt. Mutlos ließ er den Kopf hängen und dachte niedergeschlagenen Herzens über seine Lage nach. Dieselbe war in der That traurig genug.

Seit drei Tagen hatte er, da ihm sein Bauerngeschäft jegliche Rendite grausam versagt, keine Kapitalzinse mehr entrichten können. Nun aber lief Mahnung um Mahnung ein. Auch Schwager Toby erschien bezüglich seines Frauengutes bezw. Erbtitels unter den Drängern. Und die Dienstbotenlöhne. Zwar der getreue Hans war hauslich, verständig und gutmütig genug, um wünschenden Falles sich einige Monate zu gedulden. Vroni jedoch — ihre Eltern waren alt und arm und daher zu ihrem Lebensunterhalt auf die Unterstützung der ihnen treu gebliebenen Kinder angewiesen.

Was blieb Otto unter sothanen Verhältnissen anders übrig, als gegen Dargabe hinreichender hypothekarischer Sicherheit ein größeres Anlehen aufzunehmen.

Andere Klein- und Großbauern thaten dasselbe. Es war eine Periode ökonomischen Rück- und Niedergangs, unter welcher ganze große Thalschaften seufzten.

Die Wirte und Krämer klagten über schlechte Losung, die Bauhandwerker über völlige Verdienstlosigkeit.

Auf den Kegelbahnen konnte man des Sonn- und Feiertags bloß noch Knechte, Taglöhnerssöhne und Fabrikarbeiter sich dem Spielvergnügen und dem Biergenusse hingeben sehen. Die Bauernsöhne, denen es an benötigtem Taschengeld mangelte, konnten aus der Ferne zuschauen — mit was für Gefühlen, läßt sich denken. Und mochten die Bauerntöchter sich bei ihren Eltern noch so bitterlich beklagen über die abgetragenen Kleider und den längst aus der Mode gefallenen, unschönen Putz, sie predigten tauben Ohren. Für „Hoffartsnarreteien“ fand sich kein Geld mehr vor.

Die Bauern von Hellach schlichen mit traurigen, maßleidigen Gesichtern umher. Nur der Rappenhof-Baschi nicht; der dickhalsige Jungehemann hatte in der Hast des Essens einen in dem Bohnenmus befindlichen, messingenen Miederhaft verschluckt und war daran elendiglich erstickt. Boshafte Leute bemerkten: „Er hat vor den Liebenswürdigkeiten seiner Frau Reißaus genommen. Am liebsten sähe die Resi ihre Schwieger, mit der sie sich allzeit herumzankt, ebenfalls gehen, dann wär das Gut ihr eigen und stände einer zweiten guten Heirat nichts mehr im Weg . . .“

Auch der Steinfelduli ließ sich nirgends mehr blicken. Ueber ihn war der längst vorauszusehende Konkurs ausgebrochen. Da durchaus keine Kauflust vorhanden, fielen die ausgedehnten Liegenschaften des Konkursiten, samt der darauf haftenden Schuldenlast den Bürgen anheim, Leuten, die schon mühsam genug zu hausen hatten.

Man prophezeite dies und das. Eine wahre Panik entstand in der Gemeinde. Niemand mochte mehr Bürgschaft leisten, selbst zu Gunsten der in harter Bedrängnis sich befindlichen nächsten Anverwandten nicht und bestehende wurden gerichtlich gekündigt sonder Rücksicht oder Erbarmen.

Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Neue Konkurse; der eine riß andere mit sich nach. Denn auch die Kapitalisten hatten zu kündigen begonnen.

Eine allgemeine, schier unglaubliche Entwertung der Liegenschaften trat in Hellbach auf. Wiesen und Aecker erster Güte, sowie gutgebaute, große Bauernhäuser wurden zu wahrhaften Schleuderpreisen dahingegeben. Eine Menge Kapitalposten gerieten dabei in Verlust und nun wurde auf die hilflosen, jammernden Bürgen eine unnachsichtliche Hetzjagd angestellt. Was wiederum zur Folge hatte, daß — ach, das Elend wurde immer größer!

Zu jener Zeit war es, als in einer der weitverbreitetsten größern Zeitung folgende Annonce zu lesen stand: „Zu verkaufen aus freier Hand: Ein in bestem Kulturzustand sich befindliches, arrondiertes Bauerngut. Wohl erhaltene Gebäulichkeiten. Laufender Brunnen. Wünschendenfalls können Lebware und Inventar mit erworben werden. Auskunft erteilt die Exp. d. Bl.“

## 10. Kapitel.

Otto hatte seine „Brunnmatt“ zum Verkaufe ausgeschrieben, das schöne väterliche Gut, das seit zwei Jahrhunderten im Besitze derselben Familie sich befunden hatte und an welches tausend süße Jugenderinnerungen ihn

knüpften. Wenn das mein seliger Vater wüßte, dachte er nicht ohne Gewissensbisse, gewiß würde er sich vor Aerger und Verdruß im Grabe umdrehen und selbst meine gute Mutter, wenn sie noch am Leben wäre, mir darüber Vorwürfe machen.

Doch die verzweifelte Lage, in welcher er sich befand, die schreckliche, nicht endenwollende Engerlingskalamität, der anhaltende landwirtschaftliche Mißerfolg und der damit verbundene sehr empfindliche, ökonomische Rückgang von Jahr zu Jahr, und keine Aussicht vorhanden, daß die traurigen Verhältnisse in absehbarer Zeit sich zum bessern wenden würden — wie hätte dies alles, nebst dem Gedanken an die Zukunft seiner lieben Familie die sentimentalen Bedenken und Gefühle nicht zum Schweigen bringen müssen?

Keinen Lohn für alle meine Arbeiten und Mühen, nur immer Verluste — wie soll das enden? fragte er sich kummervoll. Seit Jahren, sagte er sich mißmutig, wälze ich unablässig und im Schweiße meines Angesichtes den schweren Sisyphusstein den Berg hinauf und jedesmal, wenn ich ihn dem Ziele nahe wähne, rollt er wieder hinunter zu Thal. Soll ich meine Kräfte derart nutzlos vergeuden, mein Leben an ein Besitztum ketten und an einen Ort, von welchem jeder Segen gewichen? Kann ich mit meinen Kenntnissen mir nicht eine andere lohnendere Existenz schaffen? Die Welt ist ja groß und weit — schlechter denn hier kann ichs nirgends treffen . . .

Zu diesem Entschlusse hatte noch ein fernerer Umstand wesentlich beigetragen. Ein ehemaliger Studienfreund, der

sich dem ärztlichen Berufe zu widmen gedachte, jedoch wegen mangelhafter Vorbereitung im Examen durchgefallen, war nach Amerika ausgewandert. Von ihm hatte Otto ganz unerwartet einen Brief erhalten; darin stand unter anderm zu lesen: „Hier wird bei Ausübung eines wissenschaftlichen Berufes nicht philisterhaft nach Diplom und Zeugnis gefragt; hier ist die Kunst frei. Seit halbdutzend Jahren praktiziere ich als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer — je nach Umständen auch als Veterinär, ei warum denn nicht? — in verschiedenen States mit ebenso viel Glück als Herzhaftigkeit und habe dabei viel Geld gemacht und vor achtzehn Monaten mir sogar einen eigenen, glücklichen Hausstand gegründet — komm und sehe! Ja, lieber alter Freund, solltest Du, wies in euerem verschimmelten, verrosteten Europa fast nicht mehr anders möglich ist, denn es thu' einer Wucher treiben oder Beutel schneiden — in Deinen Unternehmungen etwa Pech haben, ei, so komm herüber in die neue Welt, ein junger Mann mit Deinen Talenten muß hier, wenn ers richtig anzupäcken weiß, unfehlbar sein Glück machen. Und kann ich Dir dabei durch Rat und That behilflich sein, zähle auf mich als Deinen aufrichtigen Freund . . .“

War das nicht ein Wink des Himmels, an dessen Gunst Otto bereits zu verzweifeln begonnen hatte? Rasch entschlossen, schon der Zukunft seiner lieben Kinder zu liebe, gedachte er der Einladung seines Freundes Folge zu leisten. Luziens Zustimmung war er sicher. „Wo Du hingehst, da gehe ich auch hin, und wo Du weilst, da weile auch ich; wo Du liegst, da will auch ich begraben sein“, sprach sie mit der biblischen Ruth in frommer zutrauungsvoller Er=

gebenheit. „Wenn ich Dich so kummervoll und niedergeschlagen einhergehen und bei harter Arbeit Dir alle Genüsse versagen sah — ach, wie Du mich tief dauertest schon viele tausend Mal! Und glaubst Du, in der neuen Welt Dir und uns eine bessere Zukunft gründen zu können — ich folge Dir mit Freuden!“

Freilich mußte, ehe die Auswanderung bewerkstelligt werden konnte, das Bauerngut veräußert werden.

Wirklich fanden sich auf die Zeitungsannonce hin zwei fremde Kaufsliebhaber ein; doch kaum hatten sie die von den Engerlingen verheerten Wiesen und Aecker erblickt, als sie wieder kopfschüttelnd von dannen reisten. Ein dritter that auf das Gut ein solch niedriges Angebot, daß nach Abzug der Kapitalschulden wenige Tausend Fränklein, kaum viel mehr denn das nötige Reisegeld, übrig geblieben wären. Was aber hätte Otto drüben mit leeren Händen beginnen sollen?

Also mußte der Auswanderungsgedanke, wenigstens für einstweilen, fallen gelassen und der Kampf mit Not und Sorgen von neuem begonnen werden.

Mitunter war der Geldmangel im Hause so groß, daß der Brunnmättler die kleine Auslage für Salz, ja einmal sogar das Bätzlein Briefporto sich von — seinem Knechte borgen lassen mußte, weil, wie die Ausrede lautete — o, er brachte sie fast nicht hervor! — es ihm an Münze*) mangelte und zum Wechseln, für den Gang ins Dorf keine Zeit vorhanden. Am allerwenigsten durfte von diesen Geldverlegenheiten die gute, arme Luzie etwas merken.

*) Kleingeld.

Hörte er des Sonnabends spät vom „Bühl“ herunter helles Johlen und Jauchzen — das sind des Nachtwächters oder Feldmausers Buben*), sagte sich Otto neidisch; kommen heim aus der Fabrik mit dem schweren Zahltag in der Tasche, wovon sie morgen einen Teil fröhlich verjubeln werden. Die sind reicher denn ich, reicher als wir Bauern insgesamt! Und sah er nach Feierabend auf der Hausbank bei seiner Dienstmagd Vroni des Müllers jungen Viehknecht sitzen und vernahm ihr sorglos Lachen und verliebt Schäckern — ach die Glücklichen! Ihnen fügen die Engerlinge keinen Schaden zu! seufzte er trübsinnig in sich hinein.

Manch' ein an die Hausthüre pochender Handwerksbursche erhielt aus der Westentasche des Brunnmattbauern als Zehrpfennig beinahe den letzten vorhandenen Kreuzer gespendet; denn mit einem leeren „Helfgott!“ konnte er die armen Leute doch nicht vom Hause wegschicken. Es beschlich ihn jedesmal ein heimliches Grauen, wenn er eine Mannsperson auf das Haus zukommen sah. Gewiß will der wieder Geld — Handwerkerrechnung, Steuerzettel oder so was, fürchtete er bange und ich befinde mich gänzlich auf dem Trockenen . . . Zog er sich dann in solchen Situationen sonntäglich an und griff nach Hut und Reisestock — „Ich geh' hurtig nach der Stadt, mein Schatz — ein notwendiges kleines Geschäftchen — werde frühzeitig wieder zu Hause sein!“ so pflegte er, sich zu einer lächelnden, sorglosen Miene anstrengend, den fragenden Blick seiner Frau zu beantworten.

---

*) Söhne.

Das „kleine Geschäftchen“ bestand aber gewöhnlich darin, von irgend einem Winkelbankier sich unter barbarischen, demütigenden Bedingungen ein Sümmchen Geld borgen zu lassen.

Auf einem solchen Schmerzensgange war es, da in seinem Innern eine schon oftmals gehörte Stimme ihm hämisch zurief: „Gelt, wärest Du mit dem Heiraten vorsichtiger gewesen, hättest Dir die freie Wahl gewahrt und eine Reiche genommen, dann würdest auch die schlechte Zeit mit Leichtigkeit überwinden können. Aber die Sünde, die Sünde!“

„Nein, nein“, rief der Jungbauer laut und entrüstet aus, „meine Luzie tauschte ich trotz Not und Bedrängnis nicht gegen alle Schätze der Welt! Sie ist ein Engel an Seele und Gemüt. Wenn sie nur stärker und gesünder wäre!“ seufzte er bange.

Denn seit einiger Zeit schaute sie so blaß und leidend aus. Und ihr verdächtiges, trockenes Hüsteln. Himmel dachte er voller Schrecken, genau so wie, wie ihr Bruder zu Anfang seiner Krankheit. Und hatte jener nicht gesagt, es sei dies ein Erbteil seiner frühverstorbenen Mutter?

Der geängstigte Gatte ließ nicht nach mit Bitten und Vorstellungen, bis Luzie endlich einwilligte, sich von einem erfahrenen Arzte untersuchen zu lassen.

„Blutarmut, nebst leichter Lungenaffektion“, lautete des Doktors Ausspruch. „Frische Luft und kräftige Nahrung, vorzüglich Milch und Eierspeise. Werde Ihnen auch ein geeignetes Arzneimittel zuschicken“.

Bei seinem zweiten Besuche meinte er: „Das geeignetste Mittel wäre halt eine mehrwöchentliche Badekur z. B in Weißenburg oder auch Heustrich“.

Doch hiezu wollte sich Frau Luzie durchaus nicht verstehen. Eine mehrwöchentliche Trennung von ihrem geliebten Manne und den herzigen Kindern — „Nein, nein, ich hielt's nicht aus, dann würd' ich erst recht krank werden vor lauter Sehnsucht und Heimweh!“ rief sie, in Thränen ausbrechend.

Zu ihrem Manne sagte sie: „In dieser elenden Zeit, wo Du — o ich seh' es gut, obgleich Du mir's verheimlichen willst, wie sehr Dich Sorgen und Kümmernisse quälen! — in dieser Zeit der Not soll ich eine Badekur antreten? Das wäre ja sträflicher Leichtsinn zu nennen! Und woher solltest Du das viele Geld hernehmen, ich frage Dich?“

„Ich bitte Schatz, laß' das meine Sorge sein; Deine Gesundheit geht mir über alles. Noch habe ich hinreichenden Kredit und —“

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Ich weiß, lieber Mann, daß Du alles für mich thun würdest, doch nehme ich Dein Opfer nicht an, kann es unter obwaltenden Umständen unmöglich annehmen“, erwiderte sie mit einer an ihr ungewohnten, großen Entschiedenheit. „Ich hoffe zu Gott“, fügte sich weich hinzu, „daß ich auch ohne Badekur gesunden werde“.

Wirklich zeigte sich, beim Eintritt der schönen Jahreszeit, in dem Befinden der jungen Brunnmattbäuerin eine

merkliche Besserung, wenigstens scheinbar. Der Husten verringerte sich, desgleichen das Blutspeien.

Otto schöpfte neue, frohe Hoffnung, auch in wirtschaftlichen Dingen. Das dritte und letzte Jahr der zweiten Engerlingsperiode ging seinem Ende entgegen, und man durfte erwarten, daß der Himmel sich begnügen, es mit der schweren Heimsuchung nun endlich sein Bewenden haben werde.

Freilich fehlte es auch an neuen quälenden Sorgen nicht. Briefe liefen ein, in welchen der Brunnmattbauer an rückständige Kapitalzinse gemahnt wurde; auch derjenige an Schwager Neuhöfer-Toby war wieder verfallen — ach, wie schnell für die Schuldner so ein Jährchen vergeht! Vor seinem Schwager scheute sich Otto am meisten, der sollte ihm nicht auch eine hochmütige, grobe Mahnung schicken. Er führte ein selbst auferzogenes, prächtiges Zeitrind, das er zu normalen Zeiten niemals veräußert haben würde, zu Markte, und mit dem Erlöse in der Tasche verfügte er sich, was er aus bekannten Gründen zuvor noch nie gethan, persönlich in das Haus seiner nahen Anverwandten.

Schwager Toby zeigte eine überraschte Miene und brummte etwas wie: „Seltener Besuch das, seltener Besuch!“ Gierigen Blickes nahm er die Summe Geldes in Empfang und begann mit schwerfälliger Hand auf ein Fetzlein Papier die Quittung zu schreiben. Walpurg sagte, ihrem Bruder einen Stuhl darschiebend: „Da setz' Dich!“

Otto hatte seine Schwester schon lange nicht mehr in der Nähe gesehen. Sie sah ziemlich gealtert aus und ein

gewisses Etwas, wie geheime Kümmernis und Sorge lag auf ihren Zügen ausgeprägt — bei einer solch wohlhabenden Jungbäuerin, wie seltsam! Auch legte sie ihrem Bruder gegenüber eine gewisse auffallende Scheu und Befangenheit an den Tag. Der Grund hievon leuchtete jenem sofort ein: In der Nähe des Ofens, auf einem niedrigen Schemel hockte ein etwa zweijähriger Knabe mit unförmlichem, dickem Kopfe und an einem Handdaumen saugend.

„Euer Junge?“ fragte Otto.

„Ja“, sagte Walpurg errötend. „Er kann noch nicht gehen“, gestand sie „und ist so scheu . . . Guck, Ludwig, das ist Dein Ohm!“ Und als dieser freundlich auf den Knaben zutrat — „gieb ihm schön die Hand, Ludi!“ Doch der Junge regte sich nicht, glotzte nur immer so verständnislos nnd stupid drein . . .

Und beim Nachhausegehen sprach der Brunnmättler laut vor sich hin: „Die Leute reden also die Wahrheit: blödsinnig, vollständig blödsinnig! Und dazu ein unbehilflicher Klotz! Schrecklich!“ Und nach einer Weile fuhr er lebhaft fort: „Wenn ich damit meine eigenen lieben Kinder vergleiche, die bildhübsche, muntere Mina, die bereits in die Anfangsschule geht und ihrer großen Lernbegierde wegen vom Lehrer ausdrücklich belobt wird, und der wilde Heribert — nein, mit Schwester und Schwager würd' ich trotz ihrer großen Wohlhabenheit nicht tauschen, um kein Geld nicht! . . . Andere an meiner Stelle würden Schwester und Schwager das Unglück mit dem Kinde herzlich gönnen, es als eine Art Vergeltung für das hochmütige Gebahren, so sie seit Jahren mir und meiner armen Luzie gegenüber

an den Tag gelegt haben, betrachten. Ich aber will christlicher denken und sie aufrichtig bedauern".

Die auf der Landwirtschaft lastende schwere Zeit hatte zur Folge, daß in der Kirchgemeinde Hellbach seit zwei Jahren nur wenig Heiraten mehr zu stande kamen; einzig die Söhne und Töchter des Arbeiterstandes waren dazu noch herzhaft genug. „Sorgloses, leichtsinniges Blut, das nicht an morgen denkt, sondern nur an das Heute", sagten die Bauern verächtlich. Sogar die Zahl der Geburten verringerte sich. Gevatter Sensenmann aber schien keine Ausnahmszeiten zu kennen und in auffallender Weise kehrte er seit Monaten gerade in die „bessern" Häuser ein, versetzte die reichsten Bauernfamilien in Trauer und tiefe Bestürzung.

Als eines Morgens schon wieder das Sterbeglöcklein erklang, fragten sich die Leute verwundert: „Wem gilts? War doch unseres Wissens niemand schwer krank?"

Die Antwort lautete: „Der Herr Ammann, denkt Euch!"

„Ist's möglich, so ein dickleibiger, rotmündiger Mann!"

„Das ist es eben: der Schlag! Lag am Morgen mausetot im Bett, that nicht mehr den Mucks".

Der Gemeindeammann tot — das war für Hellbach ein aufsehenerregendes Ereignis. Von der Schneidersepplerin, die an den Folgen einer Fehlgeburt hoffnungslos darniederlag — von der Frau des armen Schneiders und ihrem Trüpplein unerzogener Kinder wurde, außer etwa in weiblichen Kreisen, wenig oder nichts gesprochen. Die Männer hatten augenblicklich Wichtigeres zu verhandeln.

Wer wird nun wohl Ammann werden? So lautete die Frage, mit welcher sich trotz Engerlingsnot beinahe die gesamte Wählerschaft des lebhaftesten beschäftigte.

Bereits wurden Namen genannt, wie: der Statthalter, der Gässlebauer, der Kirchmeier . . .

Einige meinten: „Und der Brunnmattotto?“ Doch stieß dieser Vorschlag bei den Bauern auf leicht vorauszusehendes, energisches Kopfschütteln. „Die Fähigkeiten besäß er schon, der Fähigkeiten mehr als genug“, mußten sie eingestehen. „Aber so ein nötiger*) Mann — nein, davon kann keine Rede sein!“ lautete es unisono. „So lange Hellbach steht, ist bei der Ammannwahl allezeit auch auf die Wohlhabenheit gesehen worden, weil das der Gemeind' Ehr' macht“.

„Auf die Größe des Miststockes vor dem Haus!“ warfen einige „Neue“ spöttisch ein . . .

Ein anderer Vorfall gab ebenfalls viel zu reden.

Wohl stand das neue Rappenhofhaus hoch und stattlich da. Darinnen aber herrschte seit Baschis Hinscheid beständiger Unfriede. „Der Resi“, so erzählten sich die Leute, „ist halt die Schwieger schrecklich im Weg', kann sie nimmer riechen; thut ihr alles zu leid auf jede Weis', hofft, sie dadurch zu Tod ärgern zu können, um dann eher einen zweiten Mann zu kriegen, diesmal einen hübschen und gelenkigen. Gestern war wieder lauter Händel im Haus', daß man's weit im Feld draußen hören konnte. Die Junge schimpfte und kreischte, die Alte schrie und heulte. Und heut' ist sie, die alte Rappenhöferin, mit ihrem Haus-

*) in schwierigen ökonomischen Verhältnissen stehender.

rat in des Altammanns Haus, zur Annmarei gezogen. Hat auch sofort einen Prokrater*) kommen lassen, will scheint's ihrer Tochter alles verschreiben, so weit sie nur kann".

„Da thut sie ganz recht. So eine reiche Wittfrau braucht sich nicht unter die Schuh' nehmen zu lassen", hörte man beipflichten. „Und der Annmarei ist's wohl zu gönnen, ist eine gar stille und freine".**)

Andere meinten: „Was kann ihr der Reichtum nützen, da sie keine Kinder hat und ihr Mann fortwährend kränkelt?"

Das Allerseelenfest war gekommen. Otto und seine Frau reisten Frühmorgens nach der Hauptstadt, um an dem Grabe ihres Bruders und Schwagers zu beten, dasselbe mit frischen Blumen zu schmücken.

Bei der Rückkehr sah Luzie sehr angegriffen aus. Und zu Hause angekommen, fühlte sie sich so schwach, daß sie von ihrem Manne vom Wagen gehoben werden mußte. „Ach", sprach sie, in Thränen ausbrechend, „welch ein schwach Geschöpflein bin ich! Wie sehr dauerst Du mich, daß Du ein solches —"

„Sprich nicht so, Luzie!" bat er auf's tiefste bewegt. „Du thust Dir sehr unrecht und mir weh". Er bot alle ihm zu Gebote stehende Beredsamkeit auf, um sie zu trösten und zu ermutigen; er half sie auskleiden, und als sie sich zu Bette befand, brachte er ihr eine Tasse heiße Milch. „Morgens früh", sagte er, „laß ich den Doktor herbeiholen".

*) Notarius.

**) Friedfertige.

„Nein, nein“, wehrte sie, indem sie sich zu einem Lächeln zwang, „ich fühle mich schon wieder weit besser. Es war wohl nur die ungewohnte Anstrengung von heute früh, sowie die Gemütsaufregung am Grabe meines armen, unvergeßlichen Bruders. Sei deshalb ohne Sorge, liebes Männchen, geh Dich ebenfalls zur Ruhe legen, ich bitt! — Küsse mich — so, gute Nacht!“

Er glaubte selbst auch an ihre beruhigende Aussage. Doch schon des folgenden Morgens fühlte er sich veranlaßt, nach dem Arzte zu schicken. Dieser sagte, als der Jungbauer ihn vor das Haus hinaus begleitete: „Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, es ist da mit Ihrer Gattin eine langwierige, mißliche Geschichte. Es wäre für ihren Gesundheitszustand sehr zu wünschen, daß statt der nebligen, feuchten Winterszeit, helle sonnige Frühlingswitterung vor der Thüre stände“. —

Eines Novembersonntags fand im Schulhause die Wahl eines Gemeinderates und zugleich diejenige des Ammanns statt. Die Beteiligung war eine ungewöhnlich große und rege. Auch diesmal trug der Kandidat der Bauernpartei in der Person des Knubelhöfers über den von den „Neuen“ vorgeschlagenen Altgemeindeschreiber um ein Dutzend Stimmen den Sieg davon.

Hernach vollzog sich im „Hirschen“ zwischen den Anhängern der beiden sich feindlich gegenüberstehenden Parteien eine flotte Keilerei, wobei die Bauern nur so zur Thüre hinaus flogen und mit verbeulten Köpfen nach Hause geschickt wurden. Ehrverletzungsklagen wurden eingeleitet und beim Gericht anhängig gemacht.

Eines Montags sah man eine Menge Zeugen nach dem Amtsstädtchen wandern. Dort, im Wartsaale des Amtsgerichts, fielen frische gegenseitige Injurien und wurde mit neuen handgreiflichen Beweisführungen gefochten, so daß sich die Polizei ins Mittel legen mußte.

Dem neugewählten Gemeindeoberhaupt Hellbachs wurde per Schub ein etwa zwei Wochen altes Kind ins Haus gebracht; die Mutter, eine vagabundierende Gemeindebürgerin, beziehungsweise Eingeteilte, weile zur Zeit noch im Inselspital zu Bern und werde, sobald einigermaßen hergestellt, nachgeliefert werden. So lautete der Polizeibericht. Der Knubelhöfer schüttelte abwehrend das mächtige Haupt und sprach: „Bin noch nicht beeidigt, geht mit dem H . . . kind zum Statthalter“. Dieser polterte: „Geht mich nichts an, bin nicht Ammann! Fort fort!“ — „Ja, wohin denn?“ — „Mir gleich, wohin, meinetwegen zum Seckelmeister oder zum Armenvogt oder ins Pfarrhaus!“ — So wanderte das arme, halbnackte Schreihälschen von einem Magistraten zum andern, bis die Nachtwächterin sich des überall abgewiesenen Würmchens erbarmte und es für einstweilen in Pflege nahm.

Des Ammanns Dolf, der Eidam der Rappenhofbäuerin, segnete nach längerem Siechtum das Zeitliche, und wurde unter zahlreichem Geleite zu Grabe getragen.

Auf seinem abseits liegenden Brunnmattgute erhielt unser Otto von diesem wichtigen Dorfereignisse keine Kunde; oder richtiger gesagt: er nahm keine Notiz davon.

Denn seine geliebte Frau hatte wieder zu husten begonnen; ein schmerzhaftes Husten, verbunden mit Blutauswerfen und sehr bedenklichen Schwächeanfällen.

Im Laufe des rauhen, nebligen Winters kam es noch schlimmer; trotz allen angewendeten Arzneimitteln und der ihr zuteil werdenden sorgsamsten Pflege verschlimmerte sich der Zustand der jungen Brunnmattbäuerin von Woche zu Woche. Vor Hinfälligkeit vermochte sie das Bett nicht mehr zu verlassen. Wehmütigen, feuchten Blickes betrachtete sie die an ihr Krankenlager sich anschmiegenden, liebenswürdigen Kinder, desgleichen ihren in Angst und Gram sich verzehrenden Gatten. Zu letzterem sagte sie eines Nachts, aus einer längern Ohnmacht erwachend und mit angestrengter, schwacher Stimme: „Lieber Otto, ich fühl' es — ich muß von Dir scheiden . . . . Habe Dank für Deine unendliche Liebe und Geduld — möge der liebe Gott Dich dafür belohnen!"

„Nein, nein", rief er mit einer Heftigkeit, die sie beinahe erschrecken machte, „sprich nicht von Scheiden, Luzie, ohne Dich kann ich nicht leben, mag nicht weiter leben".

„Sieh Dir Deine Kinder an, Otto, die beiden herzigen, hoffnungsvollen Kinder! Ihnen zulieb' ergieb Dich in Gottes heiligen Willen — lebe für Deine Kinder!"

Als sie eingeschlummert war und die Vroni erschien, um ihn in der Krankenpflege abzulösen, flüchtete sich der Gatte aus der Stube in die frische, stille Winternacht hinaus und klagte die Vorsehung an: „Meine Luzie sterben, das kann doch unmöglich Gottes Wille sein, nein, nein!"

Er erhob die Arme gen Himmel und rief wie verzweifelt: „Du allenkendes Wesen dort oben, wo weilt Deine Gnade? Und Du grausamer Tod, kennst Du denn kein Erbarmen?"

Der Mond lächelte kalt und teilnahmslos, die Sterne flimmerten in buntem Strahlenglanze, der Himmel blieb stumm. Jetzt fiel ein Sternlein herunter — sollte das die Antwort sein? —

Die dem Arbeiterstande angehörende Burschenschaft Hellbachs — sie allein besaß ja noch Geld in der Tasche — hatte beschlossen, nach mehrjähriger von den Zeitumständen gebotener Enthaltung wieder einmal eine richtige „Fastnacht", worunter ein Fastnachtsball zu verstehen war, abzuhalten. Nur wenige reiche Bauernsöhne schlossen sich dem Unternehmen an und wurden deswegen von den weniger Glücklichen auf das strengste bekritelt.

Am Jungfastnachtmorgen zeigten Böllerschüsse an, daß die Fastnachtsmädchen unter althergebrachten Feierlichkeiten „eingeführt" wurden. Hohe Jauchzer erschollen vom „Hirschen"-Wirtshause her und abgerissene Tanzmusikklänge drangen in der stillen Nacht bis zum Brunnmatthause hinaus.

Otto hörte nichts davon, hatte dafür kein Ohr. Er saß am Bette seiner tiefkranken Frau, bangen Herzens ihren schweren Atemzügen lauschend und zur vorgeschriebenen Zeit ihr die verordneten Arzneimittel oder einige Schlückchen kräftige Brühe reichend.

Er hatte noch einen zweiten Arzt, Spezialist für Lungenkrankheiten, zu Rat und Hilfe gezogen.

Seit Wochen war er nicht mehr aus den Kleidern gekommen und sah selbst so abgemagert, blaß und verkümmert aus.

Alles umsonst.

Als die Glocken der Pfarrkirche mit feierlichen harmonischen Klängen das frohe Osterfest einläuteten, hauchte Frau Luzie ihren Geist aus — das Verlöschen eines seit Tagen bloß noch schwach glimmenden Lebensflämmchens.

Und am Ostermontag fand die Begräbnis statt. Der Gottesacker war von Leidtragenden und Neugierigen beinahe angefüllt; entfernt Stehende konnte man sich zuraunen hören: „Man sollt' nicht meinen, daß der Brunnmättler sein Frauchen lieb gehabt. Seht Ihr, wie regungslos er am Grabe steht, als ging' ihn die Sach' nichts an — nicht einmal Thränen, geschweige denn das übliche Jammern und Flennen". Und viele entfernte Anverwandte, die ja doch nur des Genusses halber „zu Leich" gekommen, riefen beim Nachhausegehen enttäuscht und zornig: „Wie, kein Leichenmahl? Will er etwa den von jeher üblichen, schönen Gebrauch abschaffen? Schändlich!" Sie konnten das Leerschluckenmüssen beinahe nicht verwinden.

Das Dienstmädchen Vroni aber erzählte des andern Tages ihrem alten Mütterchen: „Ach, wenn Ihr hättet sehen können, wie er, der arme Meister, beim Ableben seines geliebten Frauchens sich so trostlos gebärdete — ich fürchtete beinah', er thu' sich hintersinnen. Ja, wären die Kinder nicht gewesen, die bitterlich weinend sich an seine Rockschöße gehängt hatten — der Anblick der Kinder allein hat ihn aufrecht zu halten vermocht. Und als ich selbst ihm zusprach: „Meister, was Euch soeben widerfahren, ist vor Euch schon unzähligen Ehemännern geschehen und sie alle haben sich drein schicken gemußt. Drum — Ihr, der ausnehmend gescheidte, geschulte Mann —!" Da nickte er

langsam mit dem Kopfe und sagte traurig: „Ich will ja verständig sein, Vroni, Du sollst sehen".

## 11. Kapitel.

Wieder war es Frühling geworden. Der Mai zog ein mit milden Lüften und goldenem, warmem Sonnenschein.

Des warmen Sonnenscheines freuten sich insbesonders die in zahlloser Menge aus dem Boden hervorkriechenden und mit ihrem Summen die Luft erfüllenden Maikäfer; voller Lust und gewohnter Gefräßigkeit hingen sie sich, ihr Zerstörungswerk beginnend, an die im Erblühen begriffenen Obstbäume.

In Hellbach wurden zur Abwendung der neuerdings drohenden Engerlingsgefahr besondere allgemeine Andachts-übungen, verbunden mit frommen Bittgängen, abgehalten. Die Pfarrkirche war von den geängstigten Bauernleuten angefüllt und in des Priesters Bitt- und Bußgesang stimmten alle Herzen flehentlich ein.

Einzig zwei drüben im „Pfaffenried" wohnende Pächters-familien protestantischer Konfession hielten sich von den öffentlichen Gebeten fern.

Destomehr ärgerten sich die frommen Dorfbauern, daß gerade die Obstbäume jenes ketzerischen Gemeindereviers von dem Maikäferfraß beinahe vollständig verschont ge-blieben und eine große Menge gesunder junger Frucht-ansätze zeigten.

„Ist das auch gerecht?" hörte man neidisch brummen.

Auf den Feldern war alles lebendig.

Auch den Brunnmättler sah man mit dem Pflug ausrücken, säen und pflanzen. Leute, welche mit ihm über seinen erlittenen traurigen Todesfall ein Gespräch anzuknüpfen suchten, beklagten sich hernach: „Er ist so einsilbig geworden und giebt einem auf die teilnehmendste Anred' nur kurzen, unhöflichen Bescheid . . .“

Kaum war man mit den wichtigsten Frühjahrsarbeiten fertig geworden, als plötzliches Regenwetter eintrat. Es regnete beinahe ohne Unterbruch zwei, drei Wochen lang, so daß die Gewässer stellenweise über die Ufer traten und Wiesen und Felder überfluteten.

Die Bauern jammerten und murrten: „Auch das noch, das noch!“ In ihrer Einfalt ahnten sie nicht, welche unberechenbare Wohlthat ihnen durch die Wassergüsse geleistet wurde.

Erst als der Sommer kam und Gras und Getreide und sämtliche Gemüsepflanzen in der Ueppigkeit dastanden, wie seit Menschengedenken noch nie, da hörte man erstaunt ausrufen: „Ist denn der Boden nicht wieder voll junger Engerlinge?“

Und als man aus Neugierde zu graben anfing — wo man auch die Hacke einschlagen mochte so tief als möglich, von den gefürchteten, jungen Schädlingen war nichts zu sehen, bloß da und dort vereinzelte, kümmerliche Exemplare, die jedoch nichts auszurichten vermochten. Die von den Maikäfern gelegte Brut war wegen der außerordentlichen, anhaltenden Nässe des Bodens zu Grunde gegangen.

Die Engerlingsnot endlich vorbei — darüber herrschte unter Hellbachs Bauersame lauter Jubel und große Freude.

Nur wurde diese Freude in etwas beeinträchtigt durch die Wahrnehmung, daß die ketzerischen Pächtersleute im Pfaffenried, ja sogar angrenzende, große, protestantische Gebiete, obgleich die Bewohner derselben keine frommen Bittgänge abgehalten hatten, von der schlimmen Landplage ebenfalls befreit worden waren . . .

Diese glückliche Wendung der Dinge konnte nicht verfehlen, auch des Brunnmättlers tiefgebeugtes Gemüt einigermaßen aufzurichten. Zum ersten Male seit vielen Jahren füllte sich seine Scheune mit duftigen Futter- und schweren Getreidemassen, ja diesmal bis an die Firstziegel hinauf. Nun durfte er hoffen, endlich aus der ökonomischen Misere herauszukommen und die ihm von den Engerlingen beigebrachten, schweren Schäden in absehbarer Zeit wieder heilen zu können — wenigstens ein Trost für das trauernde Witwerherz.

Er täuschte sich. Eine neue schwere Heimsuchung stand ihm bevor.

In der Absicht seinen ärmlichen Viehstand angesichts der vorhandenen Futtermenge einigermaßen zu ergänzen, ging er zu Markt und kaufte sich — allerdings mit entlehntem Gelde — eine Anzahl junger Rinder. Eines davon begann auf dem Heimwege zu hinken. Wenig zu beachten, dachte Otto leichthin; ist halt von den Händlern weit herum getrieben worden, von Markt zu Markt.

Doch des folgenden Tages wollte das Tier auch nicht fressen, geiferte aus dem Maule und ließ den Kopf hängen. Und der zu Rate gezogene Veterinär erklärte gleich nach der Besichtigung: „Die Blasenseuche! Ich

bin verpflichtet, über Euern Stall den Bann zu verhängen!“

Die Blasenseuche — wohl hatte Otto seinen Vater von dieser sehr schlimmen Viehkrankheit sprechen hören. Nun sollte er sie gleichfalls würdigen lernen. Binnen wenigen Tagen war der ganze Stall verseucht, auch die Schweine und Schafe. Zwei junge Saugkälber standen um. Wegen den zahllosen schmerzhaften Blasen in den Mäulern konnte das arme Vieh das gewöhnliche Futter nicht mehr genießen, es mußte ihm Suppe eingegeben werden; Blasen an den Eutern der Kühe, Blasen zwischen den Klauen, so daß man Mühe hatte, die Tiere wenigstens während der Fütterungs- und Melkenszeit auf die Beine zu bringen — das Melken selbst eine schwierige, erbarmungslose Arbeit.

Tag und Nacht hatten der Brunnmättler und sein Knecht mit der Besorgung des erkrankten Viehes vollauf zu thun in Stalldampf und bei üblen Gerüchen. Die übrigen landwirtschaftlichen Arbeiten mußten für einige Zeit völlig vernachlässigt werden. Aller persönliche Verkehr mit der Außenwelt war den Bewohnern des Brunnmatthauses strengstens untersagt, Mina durfte sogar die Schule nicht mehr besuchen. Also vollständig geächtet, gleich Aussätzigen! Und hätte Otto erst noch die bezüglichen Auslassungen seiner Mitbürgerschaft, zumal der Großbauern anhören müssen, lautend ungefähr wie: „Daß dieser Brunnmättler die maledeite Seuch' hat einschleppen müssen in sträflichem Leichtsinn oder vielleicht gar mit Fleiß, wer weiß! Er wird damit noch das ganze Dorf anstecken,

gewiß! Man sollt ihn (beim Gericht) verzeigen und auf's härteste strafen lassen, ja, das sollt' man!" Andere milder Gesinntere sagten: „Ist halt von jeher ein dummer Teufel und Pechvogel gewesen und wird es bleiben wohl sein Leben lang. Man denk' nur an seine Heirat zurück. Hätt' ihn sein Alter*) doch lieber weiter studieren lassen, für so einen Tintenlecker würd' er bald getaugt haben. Als Bauer aber — man sieht ja, wie weit er's damit gebracht hat. . . ."

Wie erst, wenn die Seuche, mangels an Vorsicht sich weiter verbreitet hätte, etwa in's Dorf hinein?

Endlich, nach langen Wochen, wurde der Stallbann aufgehoben. Der Schaden jedoch, den diese neue Heimsuchung dem Brunnmättler gebracht, war kaum zu berechnen. Sämtliches Vieh sah abgemagert und struppig aus, nicht mehr zu erkennen. Die vordem so milchergiebigen Kühe waren beinahe vertrocknet. Da galt es, durch Kraftfütterung möglichst nachzuhelfen.

Als Otto zum ersten Male wieder den Sonntagsgottesdienst besuchen ging, wich ihm jedermann scheu aus, gleich einem Pestkranken und der Kirchenstuhl, in welchem er kniete — niemand wagte sich hinein. Der also Gemiedene faßte den zornigen Entschluß: „Ich werde euch, ihr traurigen Sünder, in diesen heiligen Räumen geraume Zeit nicht mehr beschwerlich fallen!"

Auf dem Heimwege erhielt er vom Briefträger eine Anzahl während der Seuchezeit zurückgehaltener Zeitungen zugesteckt. In einer derselben stand im Anzeigeteil die

*) Vater.

Stelle eines Gutsverwalters zur Besetzung ausgeschrieben. Gefordert waren gründliche Kenntnisse der Landwirtschaft und Viehzucht, sowie in der Buchführung. Gutes Salär nebst freier Wohnung und Pension für die Familie . . . .

Rasch entschlossen schrieb Otto seine Anmeldung, versah dieselbe mit den nötigen Angaben und ließ den Brief ungesäumt auf die Post tragen.

O wie sehr war ihm das Bauern auf eigene Rechnung verleidet, wie ecklig ihm dieses Hellbach auf einmal geworden! Er gedachte sein Brunnmattgut zu verpachten, was bei dem nunmehrigen, vortrefflichen Kulturzustande desselben ihm gewiß ein Leichtes sein würde.

Doch schon zwei Tage später ward ihm die Rückantwort zu teil: „Ihre Bewerbung um die Klostergutsverwaltung langte leider zu spät ein. Fragliche Stelle ist seit einer Woche vergeben.“

„Also keine andere Möglichkeit mehr, kein Ausweg: Ich muß halt den schweren Sorgenkarren mühsam weiter schleppen mein Leben lang, so will es das Schicksal, so steht es in den Sternen geschrieben,“ murmelte Otto voller Bitterkeit und mit der Miene des vollendeten Fatalisten.

Der Zeitung hatte noch ein zweiter Brief beigelegen. Jung Mina hob denselben vom Fußboden auf — „Hier Papa, guck!“

Eine Botschaft beinahe noch schlimmer und niederbeugender denn die andere. Rentier Wolkenstein kündigte auf drei Monate ein auf der Brunnmatt haftendes größeres Kapital; „wegen nachlässiger Verzinsung“, lautete die Begründung.

Hatte sich denn alle Welt verschworen, um ihn zu Grunde zu richten?

Zwar die unterpfändliche Versicherung war eine mehr als hinreichende und ein minder hochmütiger Kapitalist zur Uebernahme des Postens gewiß leicht zu finden. Doch wird vielleicht — die Geldsäcke sind halt gegen Hellbach gar mißtrauisch geworden — auch noch Personalkaution verlangt werden. Und wo solche finden, wen soll ich drum angehen? fragte sich Otto kummervoll. Etwa meinen Schwager, damit er und die Walpurg mir eine neue Strafpredigt halten können?

Zum Ueberflusse teilte ihm die Vroni nach dem Abendessen mit: „Ich sag's nicht gern', Meister, und Ihr sollt ja nicht glauben, daß es mir bei Euch verleidet ist — im Gegenteil — ich werde mit Wehmut und Thränen in den Augen aus diesem mir liebgewordenen Hause scheiden, von Euch und den Kindern . . . Doch mein Balz will nicht länger warten. Seine Mutter ist ihm gestorben; und das Dienen ihm verleidet. Hat das elterliche Häuschen übernommen und — und — will heiraten — etwa so um Neujahr herum oder auch, wenn Ihrs haben wollt, etwas später. . . . Ich bitt, lieber Meister, seid mir darum nicht bös'. Aber ich muß auch an meine Zukunft denken. Und der Balz ist ein solch schaffriger, häuslicher und guter. . .“

Vroni, die kundigste, werkhafteste und treueste aller Haushälterinnen den Dienst verlassen. . . . Und so liebevoll gegen die Kinder — wo soll ich Ersatz finden? Unmöglich das! sagte sich Otto voller Unruhe und neuen schweren Sorgen. So daß die Meldung des mit der Stal-

laterne in die Stube tretenden Viehknechtes: „Denkt Euch, Meister, die junge Kalbkuh hat geworfen — ein prächtig gesund Kuhkalb, denkt Euch!“ ihn kaum zu erfreuen vermochte.

So mutlos und niedergeschlagen hatte er sich seit damals, als ihm von seinem gestrengen, eigensinnigen Vater das Weiterstudieren untersagt worden, noch niemals gefühlt. Das beste wäre wohl, dachte er verzweifelt, ich selbst ginge, alles im Stiche lassend, ebenfalls unter die Dienstboten, dann könnte ich des Sonntags ruhig meinen Wochenlohn einstreichen, brauchte mich nicht mehr täglich mit neuen schweren Sorgen und Kümmernissen zu quälen. Oder man sage mir: ist ein Schuldenbauer, wenn er zudem, gleich ich, noch allerhand Pech hat, nicht weit ärmer und bedauernswerter, denn ein gut gelöhnter Knecht, der sich seine Ersparnisse zurücklegen kann? Es ist wirklich zum Davonlaufen!

Und deine Kinder? sagte eine Stimme in seinem Innern. Besitzest du in deinen beiden sehr intelligenten und liebenswürdigen Kindern nicht einen Schatz, um den dich die reichsten Bauern mit Recht beneiden dürfen?

Und er mußte sich gestehen: Ja, ja, die Kinder! Ich gäbe sie nicht hin um alle Schätze der Welt. Wenn ich nur so viel Vermögen mir erhalten kann, um sie dereinst ordentlich ausbilden zu lassen. Denn der Knabe soll nicht Bauer werden, o nein, nein, behüt' ihn Gott davor! —

Die Herbstarbeiten waren beendigt. Und eines sonnigen, milden Novembermorgens fuhr der Brunnmättler mit seinen beiden Kindern nach der Stadt. Es galt, den lieben

Kleinen einmal eine wohlverdiente Freude zu bereiten, sowie ihnen die Ruhestätte ihres seligen Onkels zu zeigen. Daneben waren einige nicht länger aufzuschiebende Einkäufe zu besorgen. Nachdem dies alles geschehen, begab sich Otto mit den Kleinen in ein ihm wohlbekanntes Gasthaus, wo er von der Wirtin gar freundlich empfangen und in das Speisezimmer geleitet wurde. Dort saß an einem Langtische eine umfangreiche Frauensperson in ziemlich vornehmer, bäuerischer Trauertracht, vor sich ein Glas Wein nebst einem Teller Suppe. Ohne derselben nähere Beachtung zu schenken, ließ sich Otto mit seiner kleinen Gesellschaft an demselben Tische nieder, bestellte ein einfaches Mittagessen, zog sein Taschenbuch hervor und begann einige Aufzeichnungen einzutragen. Er gewahrte nicht das seltsame, unruhige Gebahren der Tischgenossin; und erst als diese nach einigem Räuspern ihn freundlich ansprach: „Auch nach der Stadt gereist?“ erhob er den Kopf und schaute sie erstaunten Auges an. Diese Stimme kam ihm bekannt vor, aus vergangenen Zeiten her so sehr bekannt.

„Du hier, Annmarei — Frau Dolder wollt' ich sagen?“

Es war wirklich die ehemalige Rappenhoftochter. Freilich mußte Otto, um sich dessen vollständig zu versichern, die Erscheinung sich noch einmal genau betrachten, so sehr hatte Annmarei, seitdem er sie das letzte Mal — es geschah dies vor mehreren Jahren — gesehen, sich verändert: Die auffallende Körperfülle, das mächtige Doppelkinn, die feisten, derbblühenden glänzenden Wangen, die den gutmütigen Braunäuglein nur noch so hervorzugucken gestatteten.

Nachdem die Kellnerin ihr zwei Speiseplättlein vorgesetzt und sich wieder entfernt hatte, begann die verwitwete Großbäuerin auf ihre naive Weise: „Ja, seit Jahren ist es wieder das erste Mal, daß ich die Stadt besuch'. Früher, als er noch leidlich gesund war, hat mein Mann die Geschäftssachen besorgt. Nun muß ich unerfahren und unwissend Weibsvolk es leider selbst thun. Seit Wochen hatte ich eine große Summe Geld im Hause liegen, es mußte fort, ich und die Mutter konnten vor Angst und Sorge nicht mehr ruhig schlafen. Auch fürchtete ich mich, dasselbe allein nach der Stadt zu bringen, und da ich zudem des Fahrens nicht gewohnt bin, hab ich den Knecht mitgenommen. Er ist derweil zu seiner Schwester Spitalköchin gegangen. Das Geld liegt nun in der Sparkasse. Freilich trägts dort gar geringen Zins, immerhin besser als nichts, nicht wahr?"

Otto nickte zustimmend. Er bemerkte es nicht, daß die Sprecherin, die als Mädchen das schönste Zahnwerk besessen hatte, auffallende Zahnlücken sehen ließ; er dachte nur an ihre soeben an den Zins gelegte große Geldsumme und seufzend an das ihm gekündete Kapital.

„Außerdem", fuhr die reichbegüterte, junge Witwe geschwätzig fort, „hab ich's soeben in die Zeitung thun lassen, daß ich einen Lehenmann such'. Denn was will ich alleinstehende Frau mich fernerhin mit groben, trägen Dienstboten plagen? Auf meine Mutter ist nicht mehr zu zählen, da sie, wie der Doktor sagt, mehr und mehr an der Wassersucht leidet, und überhaupt eine gar mürbe Frau geworden ist. Sie hat auch schon oft von Dir geredt und

gesagt, Du habest ihr bei dem traurigen Brand das Leben gerettet; und kann Dich wegen Deiner großen Bravheit nicht genug rühmen. Sie sagt auch oft, wie Du sie Deines Unglücks wegen so sehr dauern könntest, und daß — nein, da hat sie gewiß Unrecht, denn Deine selige Frau war eine sehr gute und brave; und daß sie nicht kräftiger gewesen und von Haus aus keine Mittel besessen, dafür konnte sie ja nichts."

Um darauf nicht erwidern zu müssen, schenkte Otto seinen Kindern ein wenig Wein ein und ermahnte sie: „Stoßt auch dort mit Eurer Base an!"

„Ach ja, die Kinder!" rief die Witwe, sich ihnen nähernd, so daß sie dem Brunnmättler gegenüber zu sitzen kam. „Guck, guck, wie hübsch, wie ausnehmend hübsch sie sind — auf Euer Wohlsein, Kinder! Das Mädchen — es gleicht Dir, Otto, wie aus dem Gesicht geschnitten, dieselben gescheidten grauen Augen. . . . Und Du — wie heißt Du, Kleiner?"

„Heribert Forster."

„Ganz Deinem seligen Mütterlein ähnlich, dieselben feinen Wänglein."

Sie stieß auch mit Otto an, und ließ es nach einigem Sträuben geschehen, daß er aus seiner Flasche ihr Glas nachfüllte; und sodann noch einmal.

Der Wein stimmte sie noch redseliger und treuherziger. „Ja, die Kinder," begann sie von neuem, „wie glücklich mußt Du sein. Und wie oft schon hab ich mir auch welche gewünscht, da ich sie allzeit so lieb gehabt. Es hat halt nicht sollen sein," seufzte sie traurig. „Und ich glaube,

deshalb auch ist mein Mann oftmals so wunderlich gewesen, so maßlos wunderlich, halt weil wir keine Kinder hatten und wegen seiner auszehrenden Krankheit. Und stirbt mal meine Mutter, werd' ich ganz allein dastehen auf Erden."

„Dieses Unglück wird leicht zu verhüten sein," meinte Otto mit feinem Lächeln. „Für reiche, junge Witwen ist keine Gefahr, einsam leben zu müssen."

Diese Bemerkung färbte ihre Wangen noch röter. „Ich weiß, was Du damit sagen willst," erwiderte sie, die Aeuglein verschämt niederschlagend. „Aber — nein, daran hab ich wahrhaftig noch gar nicht gedacht. . . . Und es müßte schon einer sein, den ich von Herzen lieb haben könnt' . . . und der auch mich — mich wiederum in Ehren haben würd' — daß ich dessen gewiß wär —"

Sie brach plötzlich ab und sagte, so rasch, als ihre Korpulenz es zuließ, sich erhebend: „Doch ich muß gehen — in die Apothek, um noch einige Einkäuf zu machen. Auch wollen wir früh nach Haus fahren, hab's dem Knecht befohlen. —"

Nach etwa einer Stunde fuhr der Brunnmättler von dannen. Die mit einigem billigen Spielzeug beschenkten Kinder jubelten und sangen.

Schon im nächsten großen Bauerndorfe wurden sie von des Altammanns mit einem mutigen Junggaule bespannten Fuhrwerke eingeholt. Bald war das ungefähr Mitte Weges liegende Amtsstädtchen erreicht. Otto hatte dort ein diskretes Geschäftchen abzuthun — auf dem Betreibungsamte — in Betreibungssachen. Er fuhr beim

„Raben“ vor; dasselbe that des Altammanns Knecht, da sein Pferd ein Hufeisen verloren hatte. Die Höflichkeit gebot dem Brunnmättler, des „Altammanns“ Witwe in die Wirtsstube zu führen: „Nun aber ist die Reihe an mir,“ meinte jene und befahl eine Flasche „Roten“! „Wo sind denn die Kinder hingekommen,“ fragte sie.

„Schauen draußen auf der Straß' der wandernden Komödiantentruppe zu, dem Spiel der Affen, Kameele und Hunde,“ lautete Ottos Antwort. „Lassen wir sie gewähren, in Hellbach ist solches doch nicht zu genießen.“ Er drückte der Kellnerin, zur Begleichung der Zeche, heimlich ein Stück Geld in die Hand, schenkte ein und stieß an.

Die beiden Gäste befanden sich für eine Weile allein in der Stube.

Die Witwe hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Endlich, nachdem sie einen herzhaften Schluck gethan, begann sie mit zögernder weicher Stimme: „Ja, wenn ich an die frühere Zeit zurückdenk', wo wir beide so nahe gute Nachbarn waren — und noch ein mehreres dazu. . . Ach, es hat mir damals schier das Herz abdrücken wollen und ich glaubte Dich wegen der Untreu' zeitlebens hassen und verachten zu müssen. Mit der Zeit aber lernte ich anders denken. Sie war ja die Schuld daran, die dazwischen gekommen und Dich gefangen genommen. Doch hab' ich auch ihr verziehen, schon längst. Sie konnte ja nicht wissen — kannte mich nicht einmal. Auch hat sie Dich wohl glücklicher gemacht, als es mir einfältigen Bauernmädchen möglich gewesen wäre . . . Ich sah Dich an ihrem offenen Grab' stehen, so maßlos traurig, bleich

und verstört — einen Augenblick überkam's mich wie Schadenfreud, dann aber war's vorbei, Du konntest mich aufrichtig dauern."

„Du hast ein gutes Herz, Annmarei!" versetzte Otto bewegt. Er reichte ihr über den Tisch hinüber die Hand und drückte die ihrige, fleischige so kräftig, daß die Witwe lieblich errötete. „Ach, da kommen die Kinder! rief sie in freudiger Aufregung. Sie bestellte Kuchen für die Kleinen, herzte und küßte sie voller Innigkeit, schenkte dem Knaben sogar ein Halbfrankenstück, damit er sich daraus in dem Kramladen gegenüber einen im Schaufenster ausgestellten „Luftballon" kaufen konnte.

Sie hatte den Hut ein wenig zurückgeschoben und da hätte der Brunnmättler gewahren können, daß seine Jugendfreundin seit damals nicht nur auffallend dick geworden war, sondern auch ihren ehemaligen hübschen Haarwuchs größtenteils eingebüßt hatte, so daß die übrig gebliebenen dünnen Streifen die rötliche Kopfhaut äußerst notdürftig zu bedecken vermochten. Doch hatte er in diesem Augenblicke nur Augen für ihre schwere güldene Halskette, namentlich aber für den aus ihrem samtnen Handtäschchen hervorlugenden Check der Kantonalersparniskasse, und dabei dachte er heimlich seufzend an seinen immer noch bevorstehenden peniblen Gang auf das Betreibungsbureau, an die ihn plagenden Schulden . . .

Nur mit Mühe, d. h. mittelst Erlegung einer „blutigen" Provision gelang es ihm, für die in Betreibung stehenden Schuldposten die begehrte Stundung zu erlangen. „Aber nur auf drei Monate, vergessen Sie das

nicht!“ rief der bebrillte, erbarmungslose Quälgeist ihm unter der Thüre nach. —

Noch einmal wollte es der Zufall — giebt es überhaupt einen Zufall? — daß der Brunnmättler mit des „Altammanns“ Witwe auf unvermutete Weise zusammentraf.

Das war am Sylvestertag. Er hatte ein Quantum Hafer verkauft und nun ging er mit dem Erlöse in der Tasche nach dem nahen Gehristorf, um die von der langen Krankheit seiner seligen Frau herrührende Doktorrechnung zu begleichen. Im Wartezimmer befand sich unter andern auch — Annmarei. Sie beide wurden beinahe gleichzeitig vorgelassen und traten zusammen den etwa halbstündigen Heimweg an, die Witwe, infolge ihrer Korpulenz, schwerfälligen Ganges, unser Witwer, um ihr Gesellschaft zu leisten, seine Schritte absichtlich zügelnd. Ein lebhaftes, vertrauliches Zwiegespräch entspann sich. Die beiden Wandernden blieben mehrmals stehen. Endlich, bei der Kanalbrücke, d. h. in der Nähe des Heimatdorfes angekommen, trennten sie sich unter mehrmaligem Händedrucke. Was dabei Angelegentliches, ja sehr Angelegentliches gesprochen und — verabredet wurde, das auf dem kahlen Wildkirschbaume hockende Rabenpaar hätte es verraten können . . .

Die verwitwete Großbäuerin mußte sich in äußerst glücklicher Stimmung befunden haben. Denn einem eingangs des Dorfes sie anbettelnden Stelzfuße warf sie eine Silbermünze in den dargehaltenen Hut. Der alte Mann schaute der sich Entfernenden ebenso erstaunt als hocherfreut nach, eine solch’ reiche Gabe hatte er seines Erinnerns noch niemals erhalten.

Der Brunnmättler dagegen benahm sich jenes Abends auffallend wortkarg und zerstreut. Mochten die Kinder beim Anblicke der von Vronis kundiger Hand bereiteten süßduftenden Neujahrskuchen noch so laut jubeln, ihr Vater schien den Lärm nicht zu hören, starrte durch die angelaufenen Fensterscheiben beharrlich in die abendliche Dämmerung hinaus.

Und als das Dienstmädchen beim Nachtessen ihm berichtete: „Wißt Ihr schon, Meister, daß des Naglerklausen Xaver im Wald verunglückt ist? Sie haben ihn auf einem Schlitten nach Hauf' gebracht. Er hat ein Bein und mehrere Rippen gebrochen, sagt man".

„So?" versetzte ihr Dienstherr ohne aufzublicken.

„Ja! Und die andre Neuigkeit, die mir soeben von der Eiergrit erzählt worden: „Des Funggelschuhmachers Zusi, die vor ein paar Jahren als struppiges junges Mädchen in die Stadt dienen gegangen, sei gestern wie eine fürnehme Madam gekleidet und mit glitzernden Ringen an den Fingern auf Besuch gekommen — man denke sich, in die elende Hütte zu den blutarmen Alten! Sie nenne sich jetzt Süsette und auch reden thu' sie ganz fremd, versteh' schon nicht mehr bauerndeutsch, hihihi! Sie hab' ein welsches Herrlein mitgebracht, ihr Schatz, sagte sie."

„So? Was für einen Doktor haben sie geholt?"

„Wer?"

„Ei, des Naglers — für den Xaver?"

Vroni schaute ihren Herrn verwunderten Blickes an. Wo mag er wohl seine Gedanken haben? fragte sie sich.

Ist überhaupt seit einiger Zeit ein ganz anderer geworden, hängt immer so den Kopf, als thät er besonders Schweres studieren. Es könnte einem ganz bange werden! dachte sie besorgt.

Die Kinder und Dienstboten hatten sich wie gewohnt frühzeitig zur Ruhe begeben. Einzig der Hausherr dachte noch nicht ans Schlafengehen, blieb unbeweglich und in tiefes Sinnen versunken in der warmen Ofenecke weilen. Er schien zu träumen; seine Lippen bewegten sich zu halblautem Selbstgespräche: „Sie ist mit den Jahren weder schöner — noch geistreicher geworden . . . Die alte kindliche Einfalt, hm hm! . . . Doch wenn ich an meine Lage denke — an die Zukunft meiner Kinder . . . Luzie, verzeih mir — ich kann nicht anders!“

## 12. Kapitel.

Die endliche Befreiung von der Engerlingsplage und die damit verbundenen, überaus glücklichen Ernteergebnisse konnten nicht verfehlen, auch auf das gesellschaftliche Leben Hellbachs ihre günstige Wirkung auszuüben. Die Kiltstuben füllten sich wieder mit minne- und spaßlustigen Burschen und Mädchen, an den Wirtstischen saßen die Bauern und machten sich breit, tranken und schmauchten und diskutierten, gaben gegenseitig ihre Weisheit kund.

In den Kiltstuben wurden hauptsächlich die jeweiligen Dorfneuigkeiten ausgetauscht und auf das vielseitigste kommentiert: Vorgekommene Glücks- und Unglücksfälle, Streitigkeiten und Skandalgeschichten, Liebschaften, bevorstehende Hochzeiten, Tauffeste u. s. w.

Auch des Altammanns Annmarei — wie sie insgemein genannt wurde — gelangte an die Reihe.

Mit Schluß des alten Jahres war ihre strenge Trauer- oder „Wartezeit" zu Ende gegangen. Und schon hörte man von Freiern aus nah und fern, angesehene Bauernsöhne, Wirte, Müller rc., die des Sonntagnachmittags angefahren oder angeritten kamen, um der jungen reichen Witwe ihre Aufwartung zu machen. Dazwischen aus der Gemeinde selbst des Schloßhöfers Fried, des Kirchmeiers Wiesel*) und des Gerbers Schorsch**), der bei den Dragonermilizen es bereits zum Wachtmeister gebracht hatte, der „stolzeste" Bursche weit und breit.

Desto mehr wunderte man sich, daß die also Umworbene Keinem Gehör schenken wollte, sondern alle kühl ablaufen ließ, die meisten ohne sich ihnen nur gezeigt zu haben.

„Wartet sie etwa auf einen Königssohn?" spotteten einige. „Ein solcher, wenn er von dem alten Rappenhöfer vernommen, wird sich schwerlich herbeilassen". Andere sagten:

„Sie wird bei ihren immer noch jungen Jahren ihr Leben doch nicht so einsam und freudlos verbringen wollen — daß sie eine Närrin wäre! Des Gerbers Schorsch z. B. —"

„Von dem will sie scheints am allerwenigsten wissen; sagt, er sei ein hochmütiger Mensch und arger Verbraucher, dem's nur nach ihrem Geld gelüsten thu'".

„So soll sie doch lieber Witfrau bleiben und Trübsal blasen!"

---

*) Alois.

**) George.

Des „Altammanns“ Viehknecht machte, wenn er solche und ähnliche Aeußerungen hörte, ein gar pfiffiges Gesicht, das ungefähr andeuten wollte: Ich könnte, wenn ich reden dürfte, euch ganz andere Sachen berichten. Seinem Schatz, der Nähterinliese erzählte er — nur dieser allein und „ganz im Vertrauen“: „'s ist bei weitem nicht so, wie die Leute meinen, daß nämlich meine Meisterin vom Mannsvolk nichts mehr wissen mag. Im Gegenteil, nun schon zum zweiten Mal hat sie, die sonst nach dem Nachtessen sich an's Spinnrad setzte oder das Strickzeug zur Hand nahm, sich den ganzen Kiltabend nicht mehr blicken lassen. Dagegen konnte man sie in der Nebenstube mit jemand halblaut schwatzen hören — mit einem Mannsvolk, das auf geheime Art herein gelassen worden und erst zu sehr später Stund', wann wir andern längst zu Bett' gegangen, die Hinterthüre knarren — des Kilters Fortgehen“.

„Und das war?“

„Ja, wenn ich selbst es wüßt! Doch ich will schon noch dahinter kommen, zähl' drauf, Liese! Bin nicht zu faul, mich auf die Lauer zu begeben“.

Und bei seinem nächsten Besuche sagte der Nazi: „Nun weiß ich's?“

„Ei, was denn?“

„Wer meiner Meisterin geheimnisvoller Kilter ist. Nun hab' ich ihn gesehen und erkannt, er ging keine drei Schritte weit an meinem Versteck' vorbei, eine große Mannsgestalt“.

Er raunte ihr einen Namen ins Ohr, worauf die Nähterin erstaunt ausrief: „Wär's möglich, der, der!“

„Ja, so ist's, mein Schatz, hehehe! Unser Roßknecht will das schon früher gemerkt haben, nämlich damals, als er die Meisterin am letzten Martinstag nach der Stadt gefahren . . . Nun, der Christen hat recht, von uns soll die Sach' nicht auskommen, es könnt' uns bei der Meisterin, die eine solch' gute, arg schaden. Ich freu' mich nur darauf, wie die Leut', wenn mal der Schuß losgeht, erstaunte und lange Gesichter machen werden, hehehe!"

Und „der Schuß ging los" und zwar noch früher, als der Nazi es sich gedacht hatte.

Am Lichtmeßfeiertag verkündete der Ortspfarrer von der Kanzel herab zum „andern" Male die Hochzeit der Vroni mit ihrem geliebten Balz. Sodann diejenige des Brunnmättlers mit des „Altammanns" Witwe — „erste und mit kirchlicher und staatlicher Bewilligung dritte und letzte Auskündigung", lautete der Beisatz.

Mit der Andacht der frommen Gemeinde war es für heute gründlich vorbei. Die Leute mochten es schier nicht erwarten, bis die „Kirche aus war", um dem höchst unerwarteten Ereignisse eine allseitige, lebhafteste Besprechung angedeihen zu lassen.

„Dieser Brunnmättler!" hörte man immer noch ungläubig ausrufen; „wie hat die Annmarei mit ihren reichen Mitteln nur so einen Schuldenmann auswählen mögen; da wären doch weit, weit fürnehmere zu haben gewesen! Ganz unbegreiflich! Man möcht' vor Staunen fast die Kappe fressen!" Manch' einer hätte beifügen dürfen: Und vor Neid, vor blassem Neid . . .

Einige wenige sprachen sich über das Ereignis schon weit gelassener aus. „Da sieht man wieder" sagten sie,

„wie wahr das Sprichwort: Alte Liebe rostet nicht. Die Beiden waren ja schon vor zehn Jahren mit einander so gut wie versprochen*); man weiß, was damals dazwischen gekommen. Nun holen sie's halt nach. Ob Glück dabei ist — man wird ja sehen!"

Schon des andern Morgens wurde das Brautpaar kirchlich eingesegnet. Das Gotteshaus war von „Andächtigen" angefüllt. Vor der Pforte war eine mit mutigen Gäulen bespannte, glänzende Mietkutsche vorgefahren. Die Brautleute, sowie die wenigen Hochzeitsgäste, worunter sich auch des Bräutigams beide Kinder befanden, stiegen rasch ein und fort ging es in raschem Trabe nach der Hauptstadt hin. Noch lange dröhnten vom Kirchbühl herunter und von hohen Jauchzern begleitet die Freudenschüsse in die sonnbeschienene Winterlandschaft hinaus. Der Schützen selbst wartete, nebst dem bereits genossenen Spendwein, ein reichliches Frühstück, das sich, zum großen Aerger der Alten, die bei den Stallarbeiten vergeblich auf die Rückkehr ihrer Söhne warteten, bis in den Abend hinein verlängerte.

Annmarei zog samt ihrer kränkelnden Mutter zu ihrem Gatten in das Brunnmatthaus hinaus. „Zehnmal lieber hier draußen wohnen in dem stillen Heim", sagte sie, „als drinn' im Dorf', inmitten falscher Nachbarsleute, die auf jeden Laut aufpassen und, wenn sie aus dem Kamin zu ungewohnter Zeit ein Räuchlein aufsteigen sehen, gleich daraus eine Geschichte machen. Hier außen ist's so schön und heimelig. Wenn ich nur das neue Rappenhofhaus

*) Verlobt.

nicht ansehen müßt und die hochmütige Resi mit ihrem fast noch hochmütigern zweiten Mann aus und eingehen. Doch" — so tröstete sie sich — „wir sind ja unser und brauchen uns gottlob um andere nicht zu kümmern — gelt Otto?"

„Gewiß!" stimmte jener aus vollem Herzen bei.

Des folgenden Sonntags wurde im Schulhause Käsegemeinde, d. h. eine Versammlung der Käsereigenossenschafter abgehalten. Auch der Brunnmättler, als neu eingetretenes Mitglied, erschien an derselben.

Dabei wurde er von seinen Mitbürgern bereits mit ganz andern Augen angeschaut, mit völlig andern.

Das war der „gelehrte Träumer", „fürwitzige Sterngucker", „Gefühlsduseler", „bedauernswerte Pechvogel" und wie die Spottnamen alle gelautet hatten, schon nicht mehr, sondern plötzlich ein Mensch mit praktischen, ja sehr praktischen Zielen im Auge, sozusagen über Nacht der unstreitig reichste Mann der ganzen großen Kirchgemeinde geworden; brachte ihm doch seine Frau Annmarei nicht nur den von ihrem ersten Manne ererbten, nunmehr verpachteten Bauernhof, sondern auch noch einen dicken Gültrodel eigenes, väterliches Erbe, sowie das testamentarisch verschriebene Witwengut ihrer Mutter, mit in die Ehe.

Die Bauern und Halbbauern, so den Brunnmättler bislang nur so über die Achsel angeguckt hatten, grüßten ihn bei seinem Erscheinen mit großer Freundlichkeit, einige sogar — es war beinahe lächerlich zu sehen mit einer Art Ehrerbietung. Denn wenige unter ihnen, die nun infolge seiner zweiten Heirat ihm nicht zinspflichtig waren.

Alles was er that oder auch nicht that, war auf einmal so überaus klug geworden und wenn er an einer Gemeinde sprach, herrschte plötzlich allgemeine Aufmerksamkeit und seinen Worten nickten alle Häupter und Tabakspfeifen Beifall zu.

Als es bekannt wurde, daß der Brunnmättler eine an sein Gut grenzende große Graswiese, das „Brühl“ genannt, von der Hypothekarkasse käuflich erworben hatte, lautete das übereinstimmende Urteil: „Da hat er ganz recht gethan, den eigentlichen großen Schick gemacht. Das konnt' aber nur von einem geschehen, der genugsam „Spreu*) im Kasten liegen hat“. Desgleichen geschah, als Handwerksleute erschienen, um die Brunnmattscheune erheblich zu vergrößern, sowie das Wohnhaus selbst in- und außenseits einer Verschönerung zu unterwerfen, da sagte jedermann im Dorfe: „Der Mann hat's und vermag's, ich an seinem Platz thät ebenso, ja gewiß!“

Vor dem Brunnmattwohnhause entstand ein hübsches, mit einem Eisengitter umfriedetes Zier- und Blumengärtchen, worin man die dicke Jungbäuerin freudig hantieren sah. Der Knecht ritt eines Morgens mit dem Junggaule nach der Stadt, um nachmittags mit einer neuen glänzenden Kalesche nach Hause zurückzukehren. Und wenige Tage hernach machte der Brunnmättler mit Frau und Kindern eine Lustfahrt zu Annmareis, im nahen Sinsthale wohnenden „Hochbergbase“.

Dies alles fand ebenfalls die allgemeine Billigung. „Solch' reiche Leute dürfen sich das Staatmachen schon

*) Geldmittel.

erlauben, ja diesen steht's sogar recht gut an!" lautete das Urteil der wetterwendischen Menge.

Der Winkelbankier Schleiffer, der unsern Brunnmättler erst vor Monaten noch äußerst hochmütig behandelt und ihm die Erneuerung eines Eigenwechsels nur mit Widerstreben und gegen Erlegung einer haarsträubenden „Provision" bewilligt hatte -- nun, da der Schuldner die Summe in blankem Golde auf das Pult hinzählte, sagte der Brillenmann mit seinem freundlichsten Lächeln und unter höflichen Bücklingen: „Das hätte ja gar keine Eile gehabt, werter Herr Forster! Sollten Sie das Geld gebrauchen resp. vorteilhaft verwenden können, vielleicht ein mehreres dazu — ich werd' mir's zur besonderen Ehre rechnen, Ihnen dienen zu können, Herr Forster".

„Ich danke!" erwiderte jener trocken und von dem hündischen Gebahren der Wucherseele auf's tiefste angeekelt.

Auf dem Viehmarkte begegnete ihm sein Schwager Neuhof-Toby, der ihm gar freundlich die Hand reichte und dazu bemerkte: „Eigentlich sind wir Beide allzeit gute Freunde gewesen, nicht wahr? Gehen wir zusammen ein Glas Wein trinken hier in den „Rebstock" hinein, wohin auch die Walpurg kommen wird".

„Thut mir leid — habe noch mehrere Geschäfte abzuthun!" lautete die ziemlich kühle Entschuldigung.

Ein soeben wieder eingelaufener Brief seines in Amerika weilenden Freundes „Medizinmann" wurde von Otto Forster u. a. folgendermaßen beantwortet: „Daß Du nächstens eine Ferienreise nach Europa zu machen gedenkst, freut mich außerordentlich. Dein Besuch soll mir hoch-

willkommen sein. Du wirst Dich dabei überzeugen, daß einer, wenn er vom Peche lange genug verfolgt worden ist, auch in der „verschimmelten" alten Welt doch noch — wenigstens im landläufigen vulgären Sinne — Schwein kriegen kann . . ."

Wo der Brunnmättler auf seinen Geschäftsgängen oder Fahrten sich in den Dörfern ringsum auch zeigen mochte, überall wurde er von den Leuten angestaunt. „Ist das nicht der Glückliche, der sich die reiche, schwere Witwe erobert hat? Guck, guck!" hörte man ausrufen. „Soll außerdem ein studierter und sehr gescheidter Mann sein — das sieht man ihm übrigens wohl an!"

Die ihn vor kurzem noch wenig oder gar nicht beachtet hatten, lüpften nun vor ihm respektvoll den Hut; und „Herr" lautete es hinten und vorn.

Frau Annmarei sagte zu ihrer Mutter: „Wie oft hat mein seliger erster Mann, besonders in seinen letzten Jahren, als er zu kränkeln anfing und daher allzeit schlecht aufgelegt war, mich grob angefahren: „Schwatz doch nicht so viel, so einfältig dumm Zeug!" Und nun der Otto — stundenlang kann er mir zuhören, ohne nur eine mißfällige Miene zu machen, geschweige denn ein tadelnd Wort auszusprechen. Ist auch in allen andern Dingen ein so ausnehmend guter und freiner, der beste Mensch auf Erden!"

„Ja, das ist er, auch gegen mich alte, übelzeitige*) Frau!" bestätigte die alte Rappenhöferin des lebhaftesten. „Einen bessern hättest Dir nicht nehmen können, nein, wahrhaftig nicht!"

*) kränkelnde, mühsam sich bewegende.

„Drum“, fuhr ihre Tochter geschwätzig fort, „drum, als er mich letzthin fragte: „Soll ich etwa das Bild der seligen Luzie von der Wand wegnehmen — ist's Dir etwa zuwider?“ da durft ich, eben seiner ausnehmenden Lieb und Güte wegen, nicht wohl anders antworten, als: Nein, nein, laß es nur dort hängen, mir ist's schon recht . . . Einmal aber — es war am letzten Sonntagmorgen — da sah ich durch die halboffene Küchenthür, wie er, mein Otto, lang und in tiefes Sinnen versunken vor dem Täfelein*) stand, so daß er bei meinem unerwarteten Eintreten ordentlich zusammenschrak. Diesmal, dies eine Mal, wünschte ich doch, diese Luzie wäre irgendwo in einem Kasten eingeschlossen“.

„Bah“, meinte die Alte, „er kann auch was anderes, wichtiges studiert haben. Mannsvolk seiner Gattung hat gar vieles zu sinnen und zu denken“.

„Ja, so dachte ich hernach auch“.

* * *

Ein Halbdutzend Jahre später.

Frau Annmarei ist noch um ein bedeutendes dicker geworden, so daß sie beim Gehen förmlich watschelt und unter ihrem seltenen Körpergewichte Stühle und Bänke ächzen und stöhnen. Sie trägt eine Perücke nebst künstlichem Gebiß. Doch hat ihr Mundwerk keine Einbuße gelitten, ebenso ihre kindliche Einfalt und Herzensgüte. Ihr zweites Wort, wenn sie mit jemand spricht, lautet immer noch: „Mein Mann, mein guter lieber Otto“. Sie kann sich ihren nun ebenfalls mit blühenden Wangen, sowie mit

*) Tableau, ihr Porträt.

einem wohlanstehenden Schmerbäuchlein versehenen Gatten immer noch nicht genug anlugen.

Sie darf auf ihn auch in anderer Beziehung stolz sein.

Denn nicht nur bekleidet er seit drei Jahren die ihm beinahe einstimmig verliehene Ammannwürde, sondern sitzt — mit der reichen Heirat hatte er plötzlich die bezügliche Wahlfähigkeit erlangt — auch im Großen Rate, ist Mitglied des Amtsgerichtes, Verwaltungsrat und einer der Hauptaktionäre des soeben im Bau begriffenen Thalbähnchens, Beförderer anderer gemeinnütziger Werke, kurz der angesehenste und einflußreichste Mann des ganzen großen Amtskreises. Die dicksten Landprotzen buhlen um seine Freundschaft; ja, er soll sich in Acht nehmen — bloß sein angeborner und noch großenteils erhaltener idealer Sinn wird ihn mühsam davor retten können — daß er selbst nicht ebenfalls zum Protzen wird. Schon hängt Luziens Bild nicht mehr an der Stubenwand, der Herr Amtsrichter hat es willig geschehen lassen, daß dasselbe von seiner Tochter in ihr Schlafzimmer entführt wurde; an der Stelle, wo es gehangen, prangt nun ein in Goldrahmen gefaßtes Diplom erster Klasse für ausgestellte vorzügliche Getreidesamen; daneben eine Zinsberechnungstabelle.

Freilich, wenn des Abends Frau Annmarei mit der ihr eigenen Weitschweifigkeit die des Tages über ihr zugetragenen, für ihn zumeist sehr interesselosen Dorfneuigkeiten ihm ebenfalls erzählen zu müssen glaubt, kann es vorkommen, daß er still seufzend seiner zartsinnigen und ge-

bildeten ersten Gattin und der in ihrer Gesellschaft genossenen seligen Feiertagsstunden gedenkt; dann fährt er, wie um die wehmütigen Erinnerungen gewaltsam zu verscheuchen, mit der Hand über die hohe Stirne, oder greift zum Glase . . . . hat er doch im kühlen Kellerraum für sich und seine ihn besuchenden guten Freunde stets einen „Tropfen“ echten alten Waadtländer liegen.

Er besucht längst wieder mit nachahmungswürdiger Regelmäßigkeit den sonn- und festtäglichen Gottesdienst und die Bauern erachten es als eine besondere Ehre, mit ihm in demselben Kirchenstuhl knien oder sitzen zu können.

Mina, die aufblühende, zarte Schönheit befindet sich zur Zeit in einem bessern Damenpensionat. Jung Heribert aber soll, als dereinstiger Brunnmatterbe, eine landwirtschaftliche Schule besuchen gehen und sich, mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet, dem Bauernberufe widmen. So lautet der Beschluß seines Vaters, der ehedem, noch in ökonomischer Misere steckend, oftmals die Stunde verfluchte, die ihn hatte Bauer werden lassen. Ein neuer Beweis dafür, wie sehr unter veränderten äußerlichen Verhältnissen auch die Ansichten der Erdenmenschen wechseln können.









